

Patrick Hertweck

Das alte Haus

Novelle

© 2025 Patrick Hertweck
Alle Rechte vorbehalten.

Erstveröffentlichung 2025

Diese Ausgabe wurde im Rahmen eines Unterrichtsprojekts veröffentlicht.
Kostenloser Download der digitalen Fassung unter:
www.patrickhertweck.de/

Print-on-Demand-Ausgabe hergestellt von epubli GmbH, Berlin
www.epubli.com

1. DAMALS

In manchen Nächten wache ich in der Dunkelheit auf und der Traum klebt an mir wie kalter Schweiß auf der Haut. Dann sehe ich es wieder vor mir: das *alte Haus*. Ein grauer Bau unter einem glühenden Abendhimmel, die Fenster so leer wie tote Augen.

Und uns. Zwei Freunde von zwölf Jahren, sonnengebräunt, mit aufgeschürften Knien, getrieben von unbändiger Lust, ihrer kleinen, begrenzten Welt die Geheimnisse zu entreißen.

Erinnerungen verblassen – wie ein altes Polaroid, das zu lange im Licht gelegen hat. Manche verschwinden ganz, lösen sich auf wie Rauch, verlieren sich im Strom der Zeit. Doch einige kehren zurück. Unerwartet und schärfer als jemals zuvor. Sie schleichen sich in unsere Träume, lassen uns nachts aufschrecken, verfolgen uns wie der eigene Schatten.

Der Sommer 1982 leuchtet in meiner Erinnerung in satten Farben, ein Film in Technicolor.

Noch immer riecht er für mich nach Heu, nach dem Duft gemähter Wiesen und nach dem warmen Holz unter unseren Körpern, wenn wir auf dem Steg am See lagen.

Selbst seine Geräusche hallen bis heute in mir nach.

Ein fernes Hahnenkrähen an einem stillen Sonntagmorgen.

Das Rattern von Spielkarten in Fahrradspeichen.

Und das helle *Pling* der klobigen Registrierkasse, wenn wir bei der alten Frau Schäfer im Laden neben der Schule unsere Brausestangen für den Heimweg bezahlten.

2. HINTER DEM ZAUN

Es war Toms Einfall, der diesen Sommer unauslöschlich in unser Gedächtnis brannte. Er führte uns auf jenes verwunschene Gelände am Rand unserer Welt.

Aus Langeweile, Zufall oder Schicksal verschlug es uns an einem heißen, staubtrockenen Tag in die östlichen Ausläufer des Dorfes, dorthin, wo die Wiesen endeten, und Brombeeren, Brennnesseln und Disteln wucherten.

Ein Ort, den wir Kinder selten freiwillig aufsuchten.

Zu viele Dornen. Zu viele Mücken.

Wir warfen unsere Bonanzas ins hohe Gras und bahnten uns mit Stöcken einen Weg durch fast mannshohes Gestrüpp. Seite an Seite blieben wir schließlich vor einem verwitterten Holzzaun stehen und spähten durch die Lücken zwischen den Latten.

Hinter dem Zaun erstreckte sich ein weiträumiger Platz. Über dem ausgedörrten Boden flirrte die Luft. Linker Hand erhob sich eine Halle aus rotem Backstein, die Fassade rissig und von Feuchtigkeit durchzogen. Die hohen Sprossenfenster zerborsten oder blind vor Schmutz. Über das Gelände zogen sich rostige Gleise. Dazwischen standen windschiefe Stapel aus morschem Bauholz. An der rechten Umgrenzung lagen mächtige Baumstämme, kreuz und quer aufgetürmt, überwuchert von Gesträuch und Schlingpflanzen.

„Komm, wir schauen uns das mal näher an“, sagte Tom.

Ich zögerte. Meine Mutter hatte mir strikt verboten, auf dem Gelände des verlassenen Sägewerks zu spielen. Außerdem hingen an dem Zaun Schilder mit der Warnung:

Kein Zutritt – Lebensgefahr

Und doch sagte ich nur halbherzig: „Ich weiß nicht.“

„Wieso? Hier draußen ist doch keiner außer uns.“

Ein verschmitztes Grinsen erschien auf Toms sommersprossigem Gesicht, und schon kletterte er über den Zaun.

Sekunden später landete auch ich auf der anderen Seite. Wie Diebe in der Nacht spähten wir in alle Ecken und Winkel.

In der Ferne war das rhythmische Klopfen eines Spechts zu hören. Unter dem Dachvorsprung der Halle das tiefe Brummen eines Hornissennests. Und über allem das monotone Zirpen der Grillen.

Staub stob unter unseren Sohlen auf, als wir uns dem offenen Tor näherten. Drinnen roch es nach altem Öl, feuchtem Holz und Schimmel. Unsere Schritte hallten laut von den hohen Wänden wider, als wir die Halle durchquerten, vorbei an langen Werkbänken, Maschinen mit riesigen Sägeblättern und schweren Ketten, die von Eisenstreben herabhingen. Geleerte Weinflaschen und jede Menge Glasscherben lagen auf dem Betonboden. In einer Ecke formten Äste einen Kreis. Ascheklumpen und ein angekorkelter Wollpullover darin waren stumme Zeugen eines längst erloschenen Feuers.

Es war offensichtlich: Wir waren nicht die Ersten, die über den Zaun geklettert waren. Irgendwann hatten hier in der verlassenen Halle anscheinend

Jugendliche gefeiert, angelockt von dem Verbotenen und der geheimnisvollen Abgeschlossenheit an diesem Ort.

Durch eine Hintertür gelangten wir wieder ins grelle Sonnenlicht. Wir beschirmten die Augen mit den Händen. Dann sahen wir es: das Haus.

Es stand etwas zurückversetzt, verborgen hinter einer knorrigen Eiche, aus grauem Stein erbaut und offensichtlich seit Langem verlassen.

Auf dem Vorplatz wucherten Unkraut und Brennnesseln. Über die sonnenbeschienene Fassade huschten Eidechsen, und im schwankenden Gras entlang der Hausmauer raschelte es leise, als sich ein dunkler, langgestreckter Körper davonschlängelte.

Von den geschlossenen Holzläden der hohen Fenster im Erdgeschoss blätterte die Farbe in schuppigen Fetzen. Die Dachziegel waren überzogen von Moos und Flechten. Die rostzerfressene Regenrinne hing so schief, als müsse sie jeden Moment herunterfallen.

Doch trotz seines Verfalls wirkte das Haus massiv, ehrfurchtgebietend – und *geheimnisvoll*.

Plötzlich schienen alle Geräusche verstummt. Für einen langen Augenblick gab es nur uns – und das Haus.

Wir hatten keine Wahl. Natürlich mussten wir da rein, auch wenn uns bei dem Gedanken ein kalter Schauer über den Rücken lief.

Über eine brüchige Sandsteintreppe stiegen wir zur Haustür hinauf. Aus dem dunklen Holz starrte uns ein grünlich angelaufener Löwenkopf aus Messing an – die Augen leer, das Maul zu einem stummen Brüllen geöffnet.

Tom griff zögernd nach dem Ring im Maul des Löwen.

„Mal sehen, ob jemand zu Hause ist“, sagte er mit einem Augenzwinkern, und ließ den schweren Klopfer auf das Holz prallen.

Der dumpfe Schlag hallte tief im Inneren wider.

Kaum war das Echo verklungen, legte Tom die Hand auf die Klinke und drückte sie herunter. Die Tür bewegte sich keinen Millimeter.

„Mist. Abgeschlossen“, murmelte er.

Ich antwortete mit einem Seufzen – aus Enttäuschung, aus Erleichterung oder beidem? Noch heute weiß ich es nicht.

„Komm. Probieren wir's auf der anderen Seite“, hörte ich Tom sagen. Ohne meine Antwort abzuwarten, lief er die schiefen Stufen hinunter und war im nächsten Augenblick um die Hausecke verschwunden.

Auf der Rückseite holte ich ihn ein. Er stand vor einer schmalen Tür. In ihrer oberen Hälfte waren kleine Scheiben eingelassen. Mit dem Ärmel wischte Tom über das Glas.

Ich trat neben ihn und versuchte ebenfalls, etwas zu erkennen. Doch hinter den vergilbten Vorhängen auf der anderen Seite waren im Halbdunkeln nur die Konturen einer Küche zu erahnen.

Mein Herz schlug schneller, als ich die Hand auf die Klinke legte. Sie fühlte sich kalt an, glatter als erwartet. Ich drückte sie langsam hinunter. Die Tür ächzte, ging einen Spalt breit auf und bewegte sich nicht weiter.

Tom und ich tauschten einen Blick und stemmten uns dann gemeinsam gegen die Tür.

Endlich gab sie ihren Widerstand auf. Sie ruckte, zitterte und bewegte sie sich dann ächzend vorwärts.

Ein Schwall kühler, abgestandener Luft schlug uns entgegen.

3. VOM STAUB DER ZEIT

Zögernd traten wir ein. Das Tageslicht fiel durch die geöffnete Tür und tauchte die Küche in einen trüben Glanz.

Offenbar hatte den Raum seit langem niemand mehr betreten. Eine dicke Staubschicht bedeckte den gefliesten Boden, die Arbeitsflächen, den Tisch. Lange, silbrige Spinnweben hingen wie feine Schleier in den Ecken.

In der Mitte stand ein Tisch mit gedrechselten Beinen. Darauf ruhte eine Tasse, zur Hälfte gefüllt mit einer eingetrockneten schwarzen Masse.

Die gegenüberliegende Wand nahm ein großer Herd aus Gusseisen ein, von Rostflecken übersät. Darüber ein offenes Regal mit emaillierten Töpfen und Pfannen.

In einer Ecke stand ein hölzerner Brotkasten. Ich klappte den Deckel hoch, und Tom trat neben mich. Gemeinsam betrachteten wir den grünlichen, steinharten Brocken darin. Dann lächelten wir uns an.

„Lass uns mal nachschauen, was es hier sonst noch so gibt“, sagte Tom. Grinsend schob er mich voran in die Dunkelheit jenseits der Küche.

Uns erwartete ein schmaler Gang. Zu beiden Seiten gab es mehrere Türen. Sie waren alle angelehnt oder halb geöffnet.

Neugierig zogen wir die erste auf. Ein länglicher Tisch dominierte den Raum, umgeben von Stühlen mit hohen Lehnen. Ein Teppich mit verblassten Farben bedeckte den Boden, und an den Wänden hingen goldgerahmte Gemälde: schneebedeckte Berge, blühende Wiesen, Fachwerkhöfe mit gezackten Giebeln.

Die nächste Tür führte in ein Badezimmer. An der gegenüberliegenden Wand stand eine hohe Wanne mit geschwungenen Klauenfüßen. Das Waschbecken war in ein Gestell aus dunklem Eisen eingelassen. Darauf befanden sich ein tönerner Seifenbehälter und ein Flakon aus rubinrotem Kristallglas. Über dem Becken hing ein großer Spiegel. Der Rahmen angelaufen, das Glas stumpf und fleckig.

Für einen Moment erhaschte ich einen Blick auf mein eigenes Spiegelbild – verzerrt, verschwommen und seltsam blass, bedrängt von den Schatten, die sich in dem Haus eingenistet hatten.

Danach gelangten wir in einen großen Raum mit einem wuchtigen Schrank, einer Kommode, einem rot gepolsterten Sofa und einer Vitrine, hinter deren Glastüren Porzellangeschirr zu sehen war. An der rückwärtigen Wand stand ein Klavier, seine Lackierung stumpf, das Holz gesprungen, die Tasten gelblich verfärbt wie alte Zähne.

Ich trat näher an den Sims des offenen Kamins, auf dem sich mehrere gerahmte Schwarz-Weiß-Fotografien befanden.

Das erste zeigte ein junges Hochzeitspaar, das zweite eine ernste Frau mit strengem Dutt und durchdringendem Blick. Auf dem dritten Foto blickten zwei strohblonde Jungen in die Kamera. Sie standen in kurzen Hosen und Hemden vor dem Haus und glichen sich wie ein Ei dem anderen.

Ich erinnere mich noch, dass ich die Jungen und das Haus lange betrachtete. Ich sah die Menschen vor mir, die wohl einst in diesen Mauern gewohnt und sie

mit Leben erfüllt hatten. Das Haus war auf dem Foto kaum wiederzuerkennen. Es wirkte stattlich, gepflegt und kein bisschen abweisend.

Plötzlich stieg mir ein modriger Geruch in die Nase, eine säuerliche Mischung aus altem Stoff, Feuchtigkeit und Fäulnis. Zugleich überkam mich ein dumpfes Unbehagen.

Obwohl seine Bewohner das Haus vermutlich schon vor Jahrzehnten aufgegeben hatten, fühlte es sich an, als wären wir in eine Welt eingedrungen, die nicht für unsere Augen bestimmt war.

Was gab uns das Recht, die zurückgelassenen Spuren vergangener Leben zu erkunden und die einsame Stille hier drin zu stören?

Ein dissonanter Ton fuhr durch das tiefe Schweigen des alten Gemäuers und ließ mich erschrocken herumfahren. Dabei streifte mein Arm den Rahmen mit dem Foto der beiden Jungen.

Das Bild kippte nach vorn und schlug klappernd auf den Kaminsims.

Mein Herz raste, während ich zu Tom sah, der am Klavier stand, den Finger noch auf einer der Tasten.

Der Klang hallte gespenstisch durch den Raum und verwehte nur allmählich.

Mit einem schiefen Grinsen hob Tom entschuldigend die Hand.

Ich nickte nur beklommen und merkte, dass ich unwillkürlich den Atem angehalten hatte.

Wie lange waren wir schon hier? Eine Viertelstunde? Eine halbe? Oder länger?

In diesem Haus schien die Zeit ihre Bedeutung verloren zu haben.

Draußen, jenseits der Mauern, lag eine andere Welt. Sie wirkte plötzlich unendlich fern. Als gäbe es keinen Weg zurück, als wären wir in einer Gruft gefangen.

Ich wollte Tom fragen, ob es ihm ähnlich erging.

Aber ich schwieg.

Ich wollte nicht als Angsthase dastehen. Zudem waren wir mit der Erkundung der alten Villa noch längst nicht fertig. Es gab ein weiteres Stockwerk, und vermutlich auch einen Keller.

Zwischen Freunden braucht es nicht viele Worte. Es gibt ungeschriebene Regeln. Eine davon lautet: Ein Abenteuer beginnt man gemeinsam – und man beendet es auch gemeinsam.

Unsere Blicke trafen sich.

Ein kurzes Nicken genügte.

So gingen wir nicht zurück nach draußen in die flimmernde Nachmittagshitze, sondern wandten uns der gewundenen Treppe ins obere Stockwerk zu.

Tom stieg voran die knarrenden Stufen hinauf.

Oben: ein Flur. Schmal und düster.

Tom verschwand links in einem Raum. Ich trat rechts in ein Kinderzimmer.

Zwei schlichte Eisenbetten standen einander gegenüber. Die Matratzen mit vergilbten Laken bedeckt. Daneben ein wurmstichiger Kleiderschrank. Die Tapete an den Wänden wellig, stellenweise gelöst und von Stockflecken

überzogen. Zwischen den Ritzen der geschlossenen Fensterläden sickerte Licht auf den Dielenboden.

Auf einem Bord unter dem Fenster standen ein Auto und ein Flugzeug aus bemaltem Blech, daneben drei grob geschnitzte Tiere: eine Kröte, ein Igel und ein Vogel.

Ich ging hinüber und nahm den Vogel vom Fensterbrett. Das Holz lag schwer in meiner Hand. Er stellte einen Raben dar.

Hatte ihn der Vater der Zwillinge geschnitzt? Oder gar einer der Jungen selbst?

Ich betrachtete den hölzernen Vogel von allen Seiten und strich mit dem Finger über die glattgescheuerte Oberfläche. Dann stellte ich den Raben behutsam zurück.

Wieder auf dem Flur hörte ich Toms Schritte in einem der gegenüberliegenden Zimmer. Gerade wollte ich zu ihm, als ich es spürte.

Ein Luftzug – kühl, fast eisig – strich um meine nackten Unterschenkel. Ich erstarrte. Eine Gänsehaut überzog meine Arme, als hätte mich etwas Unsichtbares mit kalten Fingern berührt.

Und im selben Moment sah ich sie, die Tür am Ende des Ganges.

Der Flur wirkte plötzlich länger als zuvor – ein schmaler, dunkler Schlauch, der in einem hellen Rechteck mündete. Mattes, gelbliches Licht drang unter der Türschwelle in den Flur.

Ich wusste nicht warum, aber ich konnte den Blick nicht abwenden.

Was war dahinter?

Ich wollte es wissen – doch gleichzeitig fürchtete ich mich davor.

Meine Füße setzten sich in Bewegung. Wie magisch angezogen ging ich auf die Tür zu. Der Gang schien sich zu verengen, hinter mir versank alles in Schwärze.

Mein Herz begann zu rasen.

Dann stand ich vor der Tür. Ich hob eine zittrige Hand, zögerte... und schloss die Finger um die Klinke.

„Benni! Hey! Komm mal schnell her!“

Toms Stimme klang fern und dumpf.

„Das musst du sehen!“

Ich blinzelte. Ließ die Klinke los. Drehte mich um.

Der Flur war wieder nur ein Flur.

Tom stand auf dem Absatz, neben einer heruntergelassenen Klappleiter, die zu einer geöffneten Deckenluke führte. Aufgeregt winkte er mich heran.

Die schmale Leiter ächzte und zitterte unter jedem Schritt, als wir nacheinander hinaufstiegen.

Der Dachboden erstreckte sich unter dem schiefen Dachfirst – geduckt und dämmerig. Wie ein vergessener Raum aus einer anderen Zeit.

Dicke Balken spannten sich wie die Rippen eines Wals über unseren Köpfen.

Durch Lücken im maroden Ziegeldach bohrten sich Sonnenstrahlen in den Raum. Ihre hellen Bahnen schnitten durch die dunstige Luft, in der Staubkörner tanzten.

An den Seiten standen alte Möbel und andere ausgediente Dinge: eine Truhe, ein dreibeiniger Tisch, ein Schaukelstuhl mit durchgewetzter Sitzfläche, ein großer, kariertes Reisekoffer. An einem Kleiderständer hingen schwere Pelzmäntel und Filzhüte.

Mir fiel auf: Hier roch es anders als im Haus darunter. Nicht nach Moder und Verfall, sondern nach trockener Luft, erfüllt von Holz, Papier und dem süßlichen Aroma von Mottenkugeln.

Eine warme, vertraute Note, die uns sofort einlud und auf seltsame Weise beruhigte.

Tom ließ sich in einer Ecke auf einen zerschlissenen Sessel fallen, dessen Sitzfedern sofort ein gequältes Stöhnen von sich gaben. Ich schnappte mir einen umgestürzten Schemel, stellte ihn neben einem der Stützbalken und setzte mich drauf.

Eine Weile sagten wir nichts, als wäre es uns unangenehm, die Stille zu brechen.

„Schon seltsam“, murmelte Tom schließlich.

„Was meinst du?“, fragte ich leise.

„Dass alles noch da ist. Die Möbel, das Geschirr, das ganze andere Zeug... Wenn man umzieht, nimmt man sowas doch mit.“

Ich nickte nur. Vor meinem inneren Auge tauchten all die Dinge wieder auf, die wir gesehen hatten: der eingetrocknete Kaffee in der Tasse, das versteinerte Brot im Kasten, das Spielzeug, die Fotos auf dem Kaminsims.

„Vielleicht...“, setzte ich an. „Vielleicht sind sie nicht einfach fortgezogen. Vielleicht sind sie vor irgendetwas weggelaufen.“

„Weiß nicht ... wovor denn?“

„Keine Ahnung. War nur so ein Gedanke.“

Tom seufzte und ließ sich tiefer in den Sessel sinken, der leise unter ihm knarzte.

„Ich würde echt gern wissen, was damals passiert ist.“

Ich hob die Schultern. Wieder kehrte Stille ein. Tom hatte die Stirn in nachdenkliche Falten gelegt. Ich schwieg, weil mein Blick an etwas haften blieb: ein Seil, das sich um einen der Balken schlang. Sein abgeschnittenes Ende hing vielleicht zwei Meter über unseren Köpfen.

Nach einer Weile begegneten sich unsere Blicke. Ohne ein Wort kamen wir überein, dass es für heute genug war.

Als wir das Haus verließen, stand die Sonne schon tief. Die Schatten waren inzwischen lang geworden und griffen mit dunklen Fingern nach dem einsamen Gelände. Wir atmeten die frische Luft, blinzelten in das rotgoldene Licht, als wären wir aus einem Traum erwacht.

Etwa eine Viertelstunde später hielten wir an der Kreuzung im Dorfkern.

„Morgen um neun am See?“, fragte ich.

„Klar“, sagte Tom.

Dort trafen wir uns dann auch. Doch am Nachmittag nahmen wir einen Umweg. Es zog uns zurück zu dem alten Haus. Zu unserem Haus.

4. DER DACHBODEN

Kurz darauf begannen die Sommerferien, sechs Wochen Freiheit, die sich endlos anfühlten. Toms Eltern führten einen Gasthof im Nachbardorf, kamen erst morgens heim, schliefen bis mittags und waren am Nachmittag schon wieder fort. Ich lebte mit meiner Mutter allein. Meinen Vater habe ich nie kennengelernt. Sie arbeitete als Kassiererin, an den Wochenenden zusätzlich als Putzhilfe. Wir sahen unsere Eltern kaum.

Die Tage verbrachten wir auf dem Bolzplatz, wo sich immer ein paar andere Jungs einfanden, oder am Badesee, wo wir vom Steg ins kühle Wasser sprangen, auf der Wiese dösten oder uns beim kleinen Kiosk ein Eis am Stiel holten. Manchmal fuhren wir mit dem Bus in die Stadt, um ins Kino zu gehen. Toms Cousin arbeitete dort an der Kasse und winkte uns durch, auch wenn der Film eigentlich ab sechzehn war. So sahen wir in jenem Sommer *Conan, der Barbar*. Danach rannten wir mit selbstgebastelten Holzschwertern durch den Wald, spielten Krieger, die sich durch feindliche Lager kämpften, um einen finsternen Kult zu zerschlagen.

So sehr uns all das auch beschäftigte, es zog uns immer wieder zurück zu dem alten Haus. Der Sommer blieb heiß, die Wiesen wurden gelb, die Luft flirrte; Straßenstaub legte sich auf alles. Meist fuhren wir am Nachmittag zum stillgelegten Sägewerk, ehe wir in der Dämmerung nach Hause zurückkehrten. Immer ging es auf den Speicher, hinauf zu unserem Rückzugsort, der mit jedem Tag vertrauter wurde. Mit Cola-Dosen und Brausestangen aus Frau Schäfers Laden machten wir es uns dort bequem und redeten über all das, was für Zwölfjährige in dieser Ecke der Welt damals wichtig war: unsere Lieblingsserie *Captain Future*, die neuesten *Marvel-Abenteuer* oder die Frage, wie wir Frau Strobel, unsere gehasste Mathelehrerin, loswerden konnten.

Und irgendwann sprach Tom etwas an, das bis dahin nie ein Thema gewesen war: Mädchen. Vor allem die Älteren, die am Badesee auf ihren Handtüchern lagen und sich in der Sonne räkelt – und in jenem Sommer auf geheimnisvolle Weise unsere Aufmerksamkeit fesselten.

Tom beichtete mir, dass er in Gabi Zoller verknallt war, die große Schwester unseres Klassenkameraden Dominic. Sie erinnerte ein wenig an Jody aus *Ein Colt für alle Fälle*, und auch ich hatte mich schon dabei ertappt, wie meine Blicke an ihrem pinken Badeanzug hängen blieben.

Ich hörte Tom zu, nickte an den richtigen Stellen und nannte pflichtschuldig ein, zwei Mädchen, die ich ganz passabel fand. Doch über Nadine sprach ich mit meinem besten Freund nicht.

Nadine war eine Klassenkameradin. Still und zurückhaltend, mit lockigem, braunem Haar, Stupsnase und dunklen Augen.

Sie saß an einem Tisch links vor meinem, meist den Blick verträumt auf die Baumwipfel vor dem Fenster gerichtet, während sie mit den Fingern gedankenverloren an den kleinen, bunten Perlen ihres Armbands spielte.

Einmal, kurz nach Jahresbeginn, stießen wir auf dem Gang zu den Toiletten beinahe zusammen. Unsere Schultern berührten sich flüchtig. Ich murmelte ein

„Oh, entschuldige“. Sie drehte sich um und lächelte mich nur an – mit dem süßesten Lächeln, das man sich vorstellen kann.

Danach fühlte ich mich stundenlang benommen. Und in den Tagen danach überkam mich jedes Mal ein merkwürdiges Ziehen in der Brust, sobald ich in unbeobachteten Momenten zu ihr hinübersah.

Wenige Wochen später, an einem gewöhnlichen Dienstagmorgen, wurde Herr Vollmer, unser Deutschlehrer, per Durchsage ins Lehrerzimmer gerufen. Als er zurückkam, war sein Blick ernst, seine Stimme belegt.

Nadine war auf dem Weg zur Schule von einem Lastwagen erfasst worden. Sie hatte keine Chance.

Ich erfuhr nicht viel, hörte nur später einige Gerüchte.

Nadine wohnte mit ihren Eltern im Neubaugebiet westlich der alten Dorfstraße. An diesem Morgen regnete es in Strömen. Es war noch dunkel, als sie losfuhr. Auf dem Weg zur Schule musste sie zwangsläufig die Hauptstraße überqueren.

Etwa fünf Kilometer nördlich des Dorfes gab es damals ein Gewerbegebiet mit Lagerhallen, kleineren Zulieferbetrieben und der Verteilerstation einer Handelskette.

Von hier fuhren regelmäßig Lastwagen in die Stadt, um Lebensmittelgeschäfte und Großmärkte zu beliefern. Einige Fahrer sparten sich den Weg über die Autobahn und nahmen stattdessen die Durchgangsstraße als Abkürzung.

Darum donnerten frühmorgens immer wieder große Zugmaschinen mit schweren Anhängern in einem Höllentempo über die enge Straße.

Warum es zu dem Unfall kam und wem man am Ende die Schuld gab, habe ich nie erfahren.

Es spielte auch keine Rolle. Nadine war tot, und nichts würde sie je wieder zurückbringen.

Ich erinnere mich kaum, was ich in dem Moment fühlte, als Herr Vollmer uns die Nachricht überbrachte. Nur daran, dass ein paar Mädchen weinten, irgendwer nervös kicherte – und dass der Unterricht nach der dritten Stunde weiterging, als wäre nichts geschehen.

In den Wochen darauf sah ich oft zu dem leeren Platz. Doch irgendwann wurde die Sitzordnung geändert. Und mit der neuen verlor sich auch der letzte Hauch ihrer Gegenwart, als hätte es Nadine nie gegeben. Ich sprach mit niemandem darüber. Nicht einmal mit Tom. Auch sonst hörte ich keinen von ihr reden. Als hätte man beschlossen, dass ihr Verschwinden etwas war, über das man lieber schwieg.

Aber ich vergaß sie nicht. Auch nicht in jenem Sommer, als Tom von Gabi schwärmte – von ihren goldenen Haaren, ihrem anmutigen Gang, dem Muttermal auf ihrer Wange.

Ich nickte und murmelte etwas Zustimmungendes. Zugleich nagte ein dumpfes, beklemmendes Gefühl an mir, weil das erste Mädchen, in das ich mich verliebt hatte, tot war.

Nadine lebte nicht mehr. Doch davon ungerührt drehte sich die Welt weiter. Für die anderen. Auch für mich.

Heute frage ich mich, ob Tom damals noch an sie dachte. Ob ihn ihr Tod berührte. Ob auch ihn manchmal die schreiende Ungerechtigkeit jenes Sommers schmerzte – weil wir uns am Badensee trafen, Eis aßen, ins Kino gingen, über Comics und Gabi Zoller redeten, während ein Mädchen aus unserer Klasse diesen Sommer nicht mehr erleben durfte.

Was ich bis heute nicht verstehe: Warum wir Nadine nicht ein einziges Mal erwähnten.

Ich wünschte, ich könnte Tom heute noch fragen.

5. DIE TÜR AM ENDE DES FLURS

Ein paar Tage später sagte Tom beim Abschied auf der Kreuzung: „Wir fahren morgen zum Gardasee. Ist aber nur für 'ne Woche.“

Ich nickte. Er schlug mir auf die Schulter. Dann schwang er sich auf den Sattel und fuhr los, ohne sich noch einmal nach mir umzuschauen.

Über das folgende Wochenende wirkte das Dorf wie ausgestorben. Das Thermometer stieg weiter. Auf den Bolzplatz verirrte sich kaum noch jemand. Am See hielten sich nur noch ein paar ältere Leute auf, die sich unter die wenigen schattenspendenden Bäume zurückgezogen hatten. Das Wasser war durch die anhaltende Hitze lau geworden. Grünlich schleimige Algenteppiche trieben am Ufer. Es wirkte, als wären die meisten Kinder und Jugendlichen wie auf Kommando verschwunden – zu Verwandten, ins Ferienlager oder sonst wohin.

Der Montag brachte keine Veränderung.

Ich streifte planlos durch die Straßen, blätterte missgelaunt in Comics, die ich beinahe auswendig kannte, und ließ das Nachmittagsprogramm stumpf über mich hinwegflimmern. Doch nichts konnte meine Langeweile vertreiben.

Die Stunden zogen sich hin – bleiern und leer. Es war, als hätte jemand dem Sommer das Leben ausgesaugt. Selbst das Licht wirkte matter.

Am vierten Tag fiel mir ein, dass Tom mir ein paar Hefte der Reihe *Spuk Geschichten* geliehen hatte – mit ungelesenen Abenteuern von *Arsat, dem Magier von Venedig*.

Sie lagen noch auf dem Dachboden, wo ich sie vergessen hatte.

Der Gedanke, allein in das alte Haus zurückzukehren, pflanzte ein flaues Gefühl in meinen Magen. Aber ich brauchte die Comics. Unbedingt. Sie waren meine Rettung. Also redete ich mir ein, ich würde ja nur kurz raufgehen, die Hefte holen und gleich wieder verschwinden.

Wie ein misstrauischer Streuner schlich ich um das alte Sägewerk, bis ich schließlich über den Zaun kletterte. Der Hof wirkte stiller als sonst. Kein Windhauch, kein Vogelruf. Selbst die Grillen schwiegen. Nur mein eigener Atem war zu hören – und das böartige Summen der Hornissen.

Ich ging an dem Wirrwarr aus Baumstämmen vorbei, quer über das ausgedörrte Gelände, hinüber zum Haus. Ich schob die Hintertür auf. In der Küche empfing mich der vertraute Geruch nach Alter, Feuchtigkeit und konservierter Zeit.

Doch ohne den Freund an meiner Seite erschien mir das Haus verändert – kalt, fremd, abweisend. Als wollte es mir zu verstehen geben, dass ich nicht willkommen war.

Mit klopfendem Herzen setzte ich mich in Bewegung, den Blick stur geradeaus gerichtet. Oben angekommen, stieg ich die Klappleiter zum Dachboden hinauf. Die Comics lagen neben dem Schemel. Ich stopfte die Hefte in meinen Rucksack und warf ihn über die Schulter. Erst da wagte ich, mich umzusehen.

Das Licht fiel wie immer durch die Lücken im Dach und zeichnete schräge Bahnen in den Staub. Auch die Luft roch vertraut. An dem Balken über meinem Kopf hing nach wie vor das abgeschnittene Seil. Alles war, wie es immer war.

Und doch... beim Anblick des Sessels überkam mich ein klammes Gefühl. Sonst saß Tom dort. Jetzt war der Platz verwaist. Und ich allein.

Ich kletterte hastig die Leiter hinunter. Auf der letzten Stufe rutschte ich ab, stieß hart mit den Beinen auf die Dielen und verlor das Gleichgewicht. Im letzten Moment konnte ich mich fangen, ehe ich gegen die Wand krachte. Erleichtert beugte ich mich vornüber, die Hände auf den Oberschenkeln abgestützt. Als sich mein Puls wieder beruhigt hatte, hob ich den Kopf.

Da sah ich sie. Die Tür.

Am Ende des Flurs. Eingefasst in einen dünnen Lichtsaum aus dem Raum dahinter.

Etwas Kaltes strich mir über den Nacken. Meine Muskeln spannten sich unwillkürlich an.

Warum hatten wir sie nie geöffnet? Wir hatten schließlich alle anderen Zimmer in diesem Haus durchsucht.

Was verbarg sich dahinter?

Ich konnte es herausfinden. Ich musste nur...

Bei dem Gedanken durchfuhr mich ein eisiger Schauer. Und doch setzte ich mich in Bewegung.

Langsam, Schritt für Schritt, drang ich tiefer in den düsteren Schlauch des Gangs.

Meine Hand zitterte, als ich die Klinke nach unten drückte. Mit einem widerwilligen Knarzen gab die Tür nach. Vorsichtig schob ich sie weiter auf, begleitet von einem langgezogenen, klagenden Laut.

Dann sah ich in den Raum.

Ein mattes Fenster, verschleiert von Schmutz. Die Tapeten: ausgebleicht, voller Wasserflecken, an mehreren Stellen aufgequollen. Zur Linken ein hoher, dunkler Schrank. Zur Rechten ein schlichtes Holzbett. Darüber schief ein Heiligenbild.

Zögernd trat ich über die Schwelle.

Und erstarrte.

Unter der grauen Decke ragte etwas hervor.

Fleischfarben.

Ein ... Fuß.

Und daneben ein zweiter.

Etwas packte mich an der Kehle, schnürte mir den Atem ab. Mein Magen krampfte sich zusammen. Ich taumelte rückwärts, wirbelte herum und rannte los – blindlings die Treppe hinunter. Der Rucksack schlug mir gegen den Rücken. Mit der Schulter streifte ich den Türrahmen zur Küche. Stolpernd erreichte ich die Hintertür...

...und stürzte hinaus ins Freie.

Die Luft draußen war heiß und trocken. Aber sie roch nach Leben.

6. ERSTE RISSE

Drei Tage später war Tom aus dem Urlaub mit seinen Eltern zurück. Er rief gleich am Morgen an. Wir verabredeten uns bei ihm.

Sein Zimmer war trotz der weit geöffneten Fenster aufgeheizt und stickig. Ich lümmelte mich in den Sitzsack in der Ecke und ließ den Blick schweifen. Viel unterschied sich hier nicht von meinem eigenen Zimmer. An den Wänden hingen Poster von *Krieg der Sterne*, im Regal standen Hörspielkassetten: *Jan Tenner, Commander Perkins, Die Gruselserie*. Daneben stapelten sich Bücher – *Fünf Freunde, Die drei ???, Burg Schreckenstein*. In der Ecke ein Schreibtisch, bedeckt mit einem wilden Durcheinander aus Schulbüchern, Heften, losen Blättern und zerkauten Stiften.

Tom kam herein, zwei Flaschen Limo in der Hand. Er reichte mir eine, ließ sich neben mich sinken und nahm einen Schluck. Dann sah er mich an.

„He, was geht?“

Ich zögerte. Was sollte ich ihm erzählen? Dass ich eine Leiche entdeckt hatte – in einem Bett, in einem Raum, den wir nie betreten hatten? Ich wusste, dass ich sie gesehen hatte. Und doch ... ein Teil von mir zweifelte. Vielleicht hatten mir die Nerven einen Streich gespielt. Vielleicht ...

„Komm schon, wo drückt der Schuh? Raus mit der Sprache“, drängte Tom mit dem untrüglichen Gespür eines besten Freundes, wenn dem anderen etwas auf der Seele brennt.

Also gab ich mir einen Ruck und erzählte ihm alles.

Als ich geendet hatte, hielt Tom keine Sekunde still. Schon während meines Berichts war er unruhig auf seinem Sitz hin und her gerutscht, jetzt sprang er förmlich auf.

„Wir müssen hin. Sofort!“

Ich blinzelte ihn an, erleichtert über seine Reaktion. Alle Sorgen, Tom könnte zweifeln oder mich für verrückt halten, fielen in diesem Moment von mir ab.

„Glaubst du mir wirklich?“, fragte ich zögerlich.

Tom sah mich an, als hätte ich gerade den größten Unsinn erzählt.

„Klar. Auf was warten wir?“

„Ja, aber was, wenn ich mir das ... das nur eingebildet habe?“

„Eben deshalb will ich's ja selbst sehen. Mensch, trink deine Limo aus!“

Fünf Minuten später saßen wir auf unseren Rädern. Kaum hatte sich Tom abgestoßen, schoss er los – und ich musste kräftig in die Pedale treten, um nicht den Anschluss zu verlieren.

Im alten Haus eilte mein bester Freund noch immer voraus. Er sprang die knarrenden Stufen hinauf ins Obergeschoss, ich ihm dicht auf den Fersen. Doch auf dem Treppenabsatz blieb Tom abrupt stehen.

Außer Atem trat ich neben ihn. Vor uns lag sie: die Tür. Dieses von Licht umrandete, schwarze Rechteck am Ende des düsteren Tunnels.

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, was mich an dem Anblick irritierte.

„Sag mal... hast du die Tür zugemacht?“, fragte Tom atemlos – und sprach damit aus, was mir gerade ebenfalls bewusst geworden war.

„Auf keinen Fall“, keuchte ich.

„Und wieso ist sie dann zu?“

„Ich... habe keine Ahnung. Ein Windzug vielleicht?“, sagte ich, ohne recht daran zu glauben.

Unsere Blicke trafen sich.

In Toms Gesicht war ein Schatten aufgetaucht – ein Hauch von Furcht. Das euphorische Blitzen in seinen Augen war verschwunden.

„Wie auch immer“, flüsterte er schließlich und seufzte. „Bist du bereit?“

Ich blickte unglücklich zur Tür, dann nickte ich zögerlich. Toms Entschlossenheit war offenbar nicht ganz verflogen, denn nun setzte er sich zuerst in Bewegung.

Vor der Tür blieben wir erneut stehen. Gemeinsam atmeten wir durch.

Tom stieß sie auf.

Wir starrten auf die beiden Füße, die unter der Decke hervorlugten. Tom sog hörbar die Luft ein und trat langsam ins Zimmer. Ich hingegen blieb wie angewurzelt stehen, unfähig, mich zu rühren. Gebannt sah ich zu, wie er sich vorbeugte und lange hinschaute.

Nach endlosen Sekunden sagte er: „Das gibt’s doch nicht!“

Er richtete sich auf, sah zu mir hinüber – und begann plötzlich zu glucksen. Erst leise, dann lauter, bis sein Lachen durch das Zimmer hallte. Als er sich wieder gefasst hatte, winkte er mich zu sich.

„Benni, weißt du was? Das sind gar keine echten Füße. Komm her – sieh selbst!“

Ich runzelte die Stirn, zögerte. Da griff er nach der Decke und zog sie mit einem Ruck zur Seite.

Ich wich erschrocken einen Schritt zurück. Doch als Tom mich heranwinkte, gab ich mir einen Stoß und trat ebenfalls näher.

Vor uns auf dem grauen Laken lagen zwei alte Beinprothesen.

Die Unterschenkel bestanden aus fleischfarbenem Kunststoff – oder vielleicht Kunstharz. Darüber saßen, verbunden durch rostige Scharniere, die Oberschenkelstücke aus glattem, dunkelbraunem Leder, eingefasst von Nähten und metallenen Beschlägen. An den oberen Rändern hingen Lederriemen, brüchig wie vertrocknete Schlangenhäute. Vermutlich hatte man die künstlichen Gliedmaßen mit ihnen am Rumpf festgeschnallt.

Es war unvorstellbar, dass jemand mit diesen Dingen gehen konnte.

Mein Blick wanderte zu den Füßen. Ihre Form wirkte verblüffend naturgetreu: die Länge der Zehen, die leichte Wölbung des Spanns. Von der Tür aus gesehen hatten sie echt gewirkt.

Aus der Nähe betrachtet fragte ich mich, wie ich mich so täuschen konnte. Die Zehen waren nur grob angedeutet, der Farbton unnatürlich, die Oberfläche zu matt und glatt, um als echte Haut durchzugehen.

Und doch war für einen Moment alles wieder da: der Druck auf der Brust, das Rauschen in den Ohren, die aufsteigende Panik.

Ich wusste jetzt, dass ich mich geirrt hatte. Dennoch zitterten meine Finger.

In diesem Moment fiel mein Blick auf eine Ecke des Zimmers, die man von der Tür aus nicht einsehen konnte. Dort stand ein Rollstuhl – alt, mit hohen Speichenrädern, schwarzem Lederbezug und geschwungenen Armlehnen aus dunklem Holz. Er musste der Person gehört haben, die diese Prothesen getragen hatte. Nachdenklich blickte ich auf die Kuhle in der durchgesessenen Sitzfläche. Es wirkte, als hielte sie noch immer den Abdruck einer Gegenwart fest, die längst vergangen war.

Dann wandte ich mich wieder Tom zu und sah entsetzt, wie er eine der Prothesen wie eine Trophäe in die Höhe reckte.

„Ganz schön schwer, das Teil“, stöhnte er.

Ich konnte nicht mitlachen.

„Mensch... leg sie wieder zurück. Bitte.“

„Warum?“

„Einfach so“, sagte ich und zuckte mit den Schultern, weil ich keine Erklärung hatte.

Tom verdrehte nur die Augen.

„Ach, komm schon. Sei kein Spielverderber. Es stört doch niemand, wenn wir was mitnehmen.“

„Ich weiß nicht“, sagte ich nachdenklich. „Es... es fühlt sich einfach nicht richtig an. Dass wir hier was anfassen.“

„Quatsch“, entgegnete Tom trotzig. „Natürlich nehmen wir die mit. Mit diesen Dingen jagen wir Frau Strobel den Schreck ihres Lebens ein. Ich schwöre.“

Er zwinkerte mir zu und lächelte. Doch diesmal wirkte sein Grinsen nicht ansteckend.

„Auf keinen Fall“, sagte ich ernst.

„Du hast doch nicht noch immer Schiss, oder?“

Ich schwieg einen Moment. Dann antwortete ich leise: „Es wäre falsch.“

„Wie falsch? Was meinst du, Benni?“

„Wir sollten nicht hier sein“, brachte ich zögernd heraus. „Ich meine... überleg doch mal. Wer legt Prothesen in ein Bett und verschwindet einfach?“ Tom sah mich an, als hätte er nun doch verstanden, worauf ich hinauswollte. Aber dann schüttelte er den Kopf.

„Vielleicht hat man sie wie all die anderen Sachen einfach zurückgelassen. Außerdem: Wen juckt's?“

„Schon gut. Vergiss es“, murmelte ich, enttäuscht von seiner Reaktion.

Danach sagte keiner mehr was. Ich hatte genug. Ich wollte nur noch raus aus diesem Raum, raus aus dem Haus. Ich war mir sicher, dass ich es nie wieder betreten würde.

7. DIE GESCHICHTE DER LICHTENBERGERS

Ich war schon fast am Zaun, als ich Schritte hörte. Tom holte mich ein, fasste mich an der Schulter.

„He, was ist denn los? Jetzt krieg dich wieder ein.“

Ich war noch immer verärgert und setzte gerade zu einer spitzen Bemerkung an, als Tom plötzlich erstarnte. Sein Blick war auf etwas hinter mir gerichtet.

Langsam drehte ich mich um, mit dem plötzlichen Gefühl, dass wir nicht mehr allein waren.

Zwischen der Lagerhalle und dem chaotischen Haufen aus übereinander gestapelten Baumstämmen stand ein alter Mann. Er trug eine braune Hose mit Hosenträgern, ein kariertes Hemd mit hochgekrempelten Ärmeln. In der Rechten hielt er einen Stock. Er war dürr, klein, mit gebeugten O-Beinen. Das Haar eisgrau, aber noch dicht. Und er stand einfach da und starrte uns an.

Keiner rührte sich.

Dann, ganz ohne Eile, setzte sich der Alte in Bewegung. Er humpelte auf uns zu, sein Stock klackerte auf dem harten Boden. Als er vor uns stehen blieb, glitt sein Blick über uns – langsam, prüfend, als würde er abwägen, welche Strafe Eindringlingen wie uns zustünde. Sein Gesicht war ledrig und von unzähligen Runzeln durchzogen. Wangen und Kinn waren von weißen Bartstoppeln bedeckt.

Ich kannte ihn vom Sehen. Oft saß er mit den anderen Alten auf einer der Steinbänke unter der Linde am Dorfplatz. Und wenn ich für meine Mutter im „Hirschen“ Zigaretten holte, sah ich ihn manchmal auch dort, stets am Stammtisch, mit einem Glas Weinschorle vor sich.

Nun schüttelte er den Kopf, atmete tief durch und spuckte auf den Boden. Dann richtete er sich ein wenig auf.

„Was habt ihr beiden hier zu suchen?“, fragte er streng.

Tom und ich tauschten einen schnellen Blick, doch keiner brachte ein Wort heraus.

Der Alte schnaubte ärgerlich. „Habt ihr die Schilder nicht gesehen? Die hängen da nicht zum Spaß.“

Seine Stimme war rau und kratzig, doch fest genug, um jeden Einspruch im Keim zu ersticken.

Obwohl wir nichts erwiderten, hob er eine knochige Hand und machte eine wegwerfende Geste. „Ich weiß schon, wo ihr gewesen seid.“

Sein Blick glitt zu dem Haus hinter der mächtigen Eiche. „Im Haus von der alten Trude, gell?“

Seine Worte klangen nicht vorwurfsvoll, sondern fast nachsichtig, als wüsste er, dass kein Junge der Versuchung eines verlassenen Hauses widerstehen konnte.

Dennoch warf er uns einen scharfen Blick zu und zog seine Hosenträger zu recht, so als würde er sich innerlich rüsten, uns die Leviten zu lesen.

„Ihr wollt bestimmt wissen, was es mit dem Grundstück auf sich hat“, sagte er dann überraschend und bedachte uns mit einem halb spöttischen, halb nachsichtigen Blick. „Hab ich recht?“

Wir sahen uns kurz verdutzt an und nickten.

„Schonmal was von der Trude Faber gehört? Oder von den Lichtenbergers?“
Wir schüttelten die Köpfe.

„Na, dann muss ich euch wohl einweihen“, begann er. „Die Familie Lichtenberger ... ja, die waren mal wer hier im Ort. Land, Wald, zuerst eine Schreinerei, dann das Sägewerk hier. Geliefert haben sie bis runter in die Schweiz. Sogar das Jagdzimmer eines echten Fürsten soll von ihnen sein – sagt man.“

Er schielte zu uns, als wolle er prüfen, ob wir überhaupt wussten, was ein Fürst war.

„Das Haus da drüben – das war mal was. Geschnitzte Balken, Bleiglasfenster, Stuckdecken, verzierte Türrahmen. Sowas konnte sich damals kaum wer leisten.“

Sein Blick streifte über das verfallene Areal, als sähe er für einen Moment die alte Pracht wieder auferstehen.

„Trude war die Tochter von Lorenz Lichtenberger, dem alten Patriarchen. Der größte Arbeitgeber im Umkreis, ein angesehener Mann, dem man im Ort Respekt zollte. Es gab keine Söhne. Die Frau vom Lichtenberger war früh gestorben. Also hat er die Trude großgezogen wie einen Sohn. Der Lichtenberger hat ihr alles beigebracht – vom Holz, von der Buchführung, vom Verhandeln mit der Kundschaft und dem ganzen Drum und Dran. Die Trude konnte zupacken, war nicht zimperlich und hat früh gelernt, Verantwortung zu übernehmen. Und klug war sie, schlagfertig obendrein. Eine gute Partie, wie man so sagt.“

Er lächelte kurz, dann wurde sein Gesicht wieder ernst.

„Später hat sie Karl Faber kennengelernt. Geselle hier. Ein stattlicher Kerl, still, tüchtig. Der alte Lorenz war erst dagegen, weil der Freier von seiner Tochter nur ein einfacher Dorfbursche war und kein Studierter. Aber weil der Karl es ernst meinte mit der Trude und sein Handwerk verstand, hat er schließlich seinen Segen gegeben. Und so haben die zwei schließlich geheiratet.“

Er holte tief Luft – und in diesem Atemzug lag schon das ganze Gewicht der Geschichte, die uns noch erwarten sollte.

„Nachdem der alte Lorenz, das Familienoberhaupt, gestorben war, hat sein Schwiegersohn das Sägewerk übernommen. Bald danach kamen die Zwillinge. Josef und Anton. Zwei wilde Bengel. Andauernd unterwegs. Ständig Flausen im Kopf.“

Sein Blick wurde dunkler.

„Und immer wieder zog es sie auf den Holzpolter. Frisch entrindete Stämme, tonnenschwer – gehalten von Rückeketten, damit sie nicht ins Rutschen geraten. Trude hat's nicht gemocht, wenn ihre Burschen dort herumgeturnt haben. Wenn sie's mitbekam, gab's ein Donnerwetter. Aber der Faber, der hat nur gelacht. Ich kontrollier die Ketten doch, hat er gesagt. Lass die Buben ruhig spielen.“

Langsam schüttelte er den Kopf, seine Züge verhärteten sich.

„Ihr fragt euch bestimmt, wieso ich das alles weiß“, sagte er nun, als hätte er unsere Gedanken erraten. „Ich war damals ein blutjunger Bursche und Lehrling im Sägewerk. An dem Mittag saß ich mit Kollegen da drüben unter der alten

Eiche und aß mein Vesperbrot. Derweil sind die Rabauken mal wieder auf den Stämmen rumgekraxelt.“

Er hielt inne. Sein Blick verlor sich in der Ferne, als stiegen vor seinem inneren Auge die Bilder von damals auf. Als er weitersprach, klang seine Stimme belegt.

„Da stürmte die Trude plötzlich wie vom Teufel geritten aus dem Haus. Barfuß. Das Haar wirr. Hat geschrien, wie ich noch nie jemanden schreien gehört habe.“

Er schüttelte sich, als wolle er die Erinnerung abschütteln.

„Keiner von uns hat verstanden, was sie gerufen hat. Aber es ging uns durch Mark und Bein. Die Frau muss gespürt haben, dass ihre Jungs in Gefahr waren. Hab mir über die Jahre oft den Kopf darüber zerbrochen. Aber so war's. Als hätte sie das Unglück gerochen, noch bevor es überhaupt geschehen war.

Dann – auf einmal – der erste peitschende Knall, scharf wie ein Gewehrschuss. Später hat man herausgefunden: Die erste Kette riss vermutlich wegen eines Materialfehlers. Vielleicht war's aber auch eine Beschädigung am Kettenglied oder am Verbindungshaken, die niemand bemerkt hatte. Nur Sekunden später gab auch die zweite nach, weil sie allein dem Druck nicht standhalten konnte. So etwas passiert vielleicht einmal in hundert Jahren. Es war einfach gottverdammtes Pech.“

Ein kaum hörbarer Seufzer begleitete seine Worte.

„Die Stämme gerieten sofort ins Rollen. Erst langsam, dann wie ein brechender Damm.“

Seine Stimme wurde rau und leise.

„Die Burschen waren verloren, ehe sie begriffen, wie ihnen geschah. Ich bin heilfroh, dass ich nicht zusehen musste, wie man später ihre Körper rausgezogen hat.“

Ein Windstoß strich über den Platz und riss die letzten Worte mit sich.

„Die Trude hat's auch erwischt. Sie war gerade am Polter angekommen, als der verdamnte Unfall passiert ist. Eines der Rundhölzer soll sie voll erwischt haben. Aber sie ist nicht wie ihre Buben unter der Holzlawine begraben worden. Deshalb hat sie's überlebt. Doch ihre Beine ... also da war nichts mehr zu retten. Ohne die Amputation hätt' sie's nicht geschafft.“

Der Alte hob den Kopf. Sein Blick glitt über uns hinweg, als sähe er durch uns hindurch. Dann deutete er mit einer zittrigen Hand zur Halle.

„Genau dort hat der Karl gestanden, als es passiert ist. Musste alles mitansehen. Konnte nichts tun.“

Einen Moment lang ließ er auch uns in die dunkle Öffnung der Halle blicken, ehe er weitersprach:

„Die Schuld hat ihn zerfressen. Er war's, der ihnen erlaubt hatte, auf die Stämme zu steigen. Er hat die Ketten kontrolliert. Er trug hier die Verantwortung. Und dann musste er zusehen, wie seine Buben zerquetscht wurden. Wie zwei Fliegen unter einem Schuh.“

Er schloss die Augen. Schüttelte den Kopf, als wolle er das Bild verscheuchen.

„Keine vier Wochen hat's gedauert. Dann war auch er nicht mehr.“

Der Alte strich sich mit der Hand übers Gesicht.

„Bei der Beerdigung war er noch dabei. Die arme Trude nicht. Ihr Zustand hat das nicht zugelassen. Sie lag ja im Hospital in der Stadt – auf Leben und Tod. Kam erst Monate später wieder heim, in ein leeres Haus...“

Er atmete schwer aus.

„Hinterher ist er einfach verschwunden, der Faber. Hat ein paar Tage gedauert, bis jemand gemerkt hat, dass er weg war. Wohin, wusste keiner. Das Haus blieb dunkel, die Türen waren verriegelt. Der Betrieb lief da noch irgendwie weiter. Ich war einer von denen, die halfen, die Stämme dort beiseitezuräumen und die letzten Aufträge abzuarbeiten.“

Seine Finger kratzten gedankenverloren über die Bartstoppeln an seiner Wange.

„Es war an einem Freitag. Wir sind zu dritt ins Haus rein. Schorsch, unser Heizer, der Hannes vom Sägeplatz und ich. Einer hatte 'nen Dietrich aufgetrieben. Weil wir alle so eine Ahnung hatten. Keiner hat's laut ausgesprochen, aber gespürt haben wir's alle.“

Er hielt inne und musterte uns lange, als müsse er abwägen, ob wir alt genug waren für den Rest.

„Ihr könnt euch vielleicht schon denken, was uns erwartet hat. Erst sind wir unten durchs Erdgeschoss. Dann rauf, Zimmer für Zimmer. Und am Ende hoch auf den Dachboden.“

Seine Stimme wurde leiser, bekam etwas Verschwörerisches.

„Da hing er. Unterm Balken. Wie eine verdorrte Frucht an einem Ast. Kein schöner Anblick, das könnt ihr mir glauben.“

Mir lief es eiskalt den Rücken hinab. Auch Tom war wie erstarrt. Und ich wusste: Wir beide sahen in diesem Moment dasselbe Bild vor uns.

„Danach haben sie hier alles dichtgemacht“, sagte der Alte tonlos. „Bin später bei der Stadtverwaltung untergekommen. Papierkram. Formulare statt Bretter und Sägemehl.“

Er sah hinüber zu dem verwitterten Giebel, der im letzten Licht düster aufragte.

„Die Trude... die blieb. Hat den Betrieb stillgelegt, die Arbeiter entlassen und sich in ihrem Elend verkrochen. Kaum ein Wort kam mehr über ihre Lippen. Im Haus war fortan kein Besucher mehr willkommen. Mit der Zeit wurde sie wunderbarlich.“

Er räusperte sich und strich sich mit den Fingern über die Stirn, als wollte er die Gedanken fortwischen.

„Meine Mutter hat schon vor dem Unglück bei den Lichtenbergers im Haushalt geholfen. Danach hat sie sich ganz um die Trude gekümmert – gekocht, gewaschen, eingekauft und alles sauber gehalten. Und sonntags hat sie sie im Rollstuhl zur Kirche gefahren.“

Er nickte bei dieser Erinnerung leicht mit dem Kopf.

„Zu allen Gottesdiensten ist die Trude hin. Sonn- wie feiertags. Immer ordentlich zurechtgemacht, mit Hut und frisch frisiert. Aber immer in Schwarz. In Trauerflor bis zu ihrem letzten Atemzug. Und unter den langen Röcken – Prothesen, eigens für sie gefertigt. Damit nicht jeder sofort sah, was fehlte.“

Er beugte sich leicht vor und senkte die Stimme.

„Warum sie noch zur Kirche ging, hat keiner wirklich verstanden. Wenn sie dort saß und zum Gekreuzigten starrte, lief's einem eiskalt den Rücken runter. Da gab's keinen Trost mehr in ihrem Gesicht. Kein Glaube. Keine Versöhnung. Nur blinder Hass und so viel Schmerz, dass es einem ganz anders wurde. Jeder konnte sehen, dass sie mit dem lieben Herrgott gebrochen hatte.“

Er starrte auf den Boden, als sei ihm das, was jetzt kam, unangenehm.

„Um ehrlich zu sein“, murmelte er, „mit der Zeit haben alle einen weiten Bogen um sie gemacht. Die Trude wurde den Leuten unheimlich.“

Der Alte schüttelte den Kopf, und es war, als blicke er nun durch uns hindurch – in eine Zeit, die noch in seinem Innersten weiterlebte.

„So ging das viele Jahre, und allmählich wurde die Trude alt und gebrechlich. Im Winter '52 ist sie immer schwächer geworden. Sie muss wohl gespürt haben, dass es mit ihr zu Ende geht. Gleich nach Neujahr hat sie meiner Mutter aufgetragen, das alte Schlafzimmer herzurichten, das, in dem sie seit dem Unfall nicht mehr gewesen war. Ohne ihre Beine kam sie ja nicht mehr nach dort oben und musste unten leben, im Parterre. Kurz darauf wollte sie noch einmal zum Friedhof – zu den Gräbern ihrer Buben und vom Karl.“

Er hielt inne, räusperte sich. Dann fuhr er fort:

„Danach hat sie verlangt, dass meine Mutter zwei kräftige Burschen holen lässt, damit die sie hochtragen. Weil die Trude durch nichts in der Welt davon abzubringen war, fragte meine Mutter mich. Also bin ich am nächsten Tag mit dem Jochen, dem Sohn vom Hirschen-Wirt, zum Haus. Ja, und dann haben wir die alte Trude mitsamt ihrem Rollstuhl raufgebracht.“

Er räusperte sich erneut und hustete trocken in die Faust. „Ausgerechnet an dem Tag, den sie über vierzig Jahre lang Jahr für Jahr hat durchstehen müssen, ist sie gegangen. Zufall?“ Er schüttelte den Kopf. „Wer's glaubt, wird selig, aber sei's drum. Ich will ehrlich sein: Für viele war ihr Tod eine Erleichterung. Weil die Trude einen Schatten mit ins Grab nahm, der seit jenem Unglück im Sägewerk wie ein grauer Nebel über dem Dorf lag.“

Er spuckte aus, als wolle er den bitteren Geschmack dieser Erinnerung loswerden. Dann schwieg er einen Moment, als müsse er sich erst wieder fassen und Atem holen.

„Nach ihrem Tod gab's keine Erben, zumindest weiß hier keiner, wer Haus und Hof bekommen hat. Denn an irgendjemanden wird das Ganze ja wohl gegangen sein. Aber wie auch immer, hier gab's nach ihrem Tod jedenfalls keinen neuen Anfang. Nur noch Verfall. Man hat ihren Leichnam aus dem Haus getragen und es danach verriegelt. Seitdem ist dort alles noch so, wie sie's damals hinterlassen hat.“

Noch einmal sah der Alte zum Haus hinüber, ehe er zum Ende kam.

„Mit der Zeit haben die Leute diesen Ort vergessen. Seine Geschichte gleich mit. Vielleicht hat man sie auch nur verdrängt. Jedenfalls liegt hier alles seither in einem tiefen Dornröschenschlaf.“

Nun huschte ein schiefes Lächeln über sein Gesicht.

„Bei mir war das anders. Wegen meiner Mutter, Gott hab sie selig. Auf dem Sterbebett hat sie mich gebeten, ab und zu nach dem Rechten zu schauen, solange nicht geklärt ist, was aus dem Ganzen wird. Ich hab's ihr versprochen. Und ich halte mein Wort. Seit bald dreißig Jahren sehe ich hier gelegentlich nach dem Rechten.“

Dann sah er uns lange an, mit einem Blick, so stechend, dass wir für einen Moment den Atem anhielten.

„Aber im Haus...“, sagte er schließlich leise, „...da kann man sie noch spüren, wenn man zu lange bleibt. Man sollte die Ruhe der Toten nicht stören. Niemals. Merkt euch das, ihr Rabauken.“

Er hob den Zeigefinger, langsam, wie zur Mahnung.

„Lasst es schlafen. Und jetzt macht, dass ihr wegkommt, bevor ich euren Eltern erzählen muss, wo ihr euch rumtreibt.“

8. GRAUE TAGE

In der folgenden Nacht zogen schwere, dunkle Wolken auf. Am Morgen erwachte ich wie gerädert. Ich hatte schlecht geschlafen. Nichts trieb mich aus dem Bett, und so blieb ich noch eine Weile liegen und starrte in das Grau hinter dem Fenster, während die letzten Fetzen eines Traums vor meinem inneren Auge verblassten: *rollende Baumstämme, ein umgestürzter Schemel, ein hin und her schwingendes Seil...*

Am späten Vormittag begann es zu regnen, erst ein feiner Sprühregen, dann ein gleichmäßiges, lautes Prasseln.

Ich fühlte mich müde und sah mir lustlos irgendwelche Tierdokus im dritten Programm an.

In der Ferne grollte ein Gewitter, als das Telefon klingelte. Es war Tom.

„Hi. Was machst du?“

„Fernsehen. – Und du?“

„Auch. Aber langsam wird’s langweilig. Wollen wir uns später treffen und irgendwas machen?“

„Weiß nicht. Echtes Mistwetter heute.“

„Stimmt“, murmelte Tom, um nach einer Pause anzufügen: „Okay, dann bis morgen!“

„Klar.“

„Melde dich!“

„Mach ich“, sagte ich und dann klickte es in der Leitung.

Ich legte den Hörer auf und lauschte dem Trommeln des Regens gegen die Fensterscheiben. Dann fläzte ich mich zurück in den Sessel und ließ mich weiter vom Ferienprogramm berieseln – erst wieder Tierfilme, später von den üblichen Vorabendserien. Als meine Mutter nach Hause kam, dämmerte es bereits.

Auch am nächsten Tag hörte der Regen nicht auf. Und am Tag darauf ebenso wenig. Die Tage wurden kühler, das Licht kraftlos fahl. Der Staub der langen Hitze war längst aus den Straßen gespült.

Tom und ich trafen uns erst drei Tage nach unserer Begegnung mit dem Alten wieder, bei ihm zu Hause.

Ich brachte die *Spuk Geschichten*-Hefte zurück. Für einen Moment standen wir gefangen, gehemmt, irgendwie verlegen da. Irgendwas Unausgesprochenes stand zwischen uns. Es war, als wüssten wir nicht recht, ob und wie wir über das verstörende Erlebnis beim verlassenen Sägewerk reden sollten. Schließlich begann Tom, über das Wetter zu schimpfen und sich zu beklagen, dass die unbeschwertesten Stunden am See ein so jähes Ende gefunden hatten. Ich stimmte mit ein, aber bald verfielen wir wieder in Schweigen.

Dann holte Tom sein neuestes Hörspiel von *H.G. Francis* aus dem Regal und legte *Dracula, König der Vampire* in den Kassettenrekorder. Während wir Limo tranken, uns eine Tüte Chips teilten und in unserer Fantasie durch ein altes Schloss in Transsilvanien schlichen, starrten wir auf die Fensterscheiben, an denen der Regen unablässig in Strömen lief.

Zwischen uns schien alles wie immer.

Und doch, auch als das Hörspiel zu Ende war, erwähnte keiner von uns das alte Haus oder die Geschichte der Lichtenbergers. Und auch über unseren Zwist in dem Zimmer mit den Prothesen verloren wir kein Wort.

Doch all das war gegenwärtig, hing unausgesprochen in der Luft – wie draußen die schweren Wolken am Himmel.

Am nächsten Tag griff ich gegen Mittag zum Telefon und rief Tom an. Doch niemand nahm ab.

Also zog ich meinen Anorak an, schwang mich aufs Rad und fuhr ziellos durchs Dorf.

Der Asphalt glänzte nass und bräunliches Wasser schlängelte sich durch die Rinnsteine, ehe es gluckernd in den Gullis verschwand. Beim kleinen Laden von Frau Schäfer hielt ich an.

Ich kaufte eine Tüte Brausestangen und trat wieder hinaus in den feinen Niesel.

„Hallo Benjamin, wie geht es dir?“

Die Stimme war freundlich, das Gesicht vertraut, doch erkannte ich sie nicht sofort. Erst als ich genauer hinsah, erkannte ich sie wieder: Es war Nadines Mutter.

Ich hatte Frau Kübel nur wenige Male bei Schulfesten gesehen, zuletzt beim Weihnachtsbasar. Damals hatte sie fröhlich Waffeln gebacken und ausgesehen wie eine ältere Version ihrer Tochter. Jetzt wirkte sie zerbrechlich. Ihr dunkles Haar war von grauen Strähnen durchzogen, und in ihren Augen lag etwas Verlorenes.

Dumpf hörte ich mich sagen: „Gut.“

Sie nickte und lächelte traurig. „Das freut mich“, sagte sie.

Für eine kleine Ewigkeit, wie mir schien, stand ich beklommen da. Ich wollte etwas erwidern, irgendeine Höflichkeit, doch mein Kopf war wie leergefegt. Stattdessen brachte ich nur ein verlegenes Lächeln zustande und senkte schließlich den Blick auf meine Schuhe.

Da strich sie mir auf einmal flüchtig über das feuchte Haar. Doch kaum hatte sie mich berührt, zog sie auch schon rasch ihre Hand zurück, mit einem erschrockenen Ausdruck auf dem Gesicht, als hätte sie eben etwas Unbedachtes getan. „Grüß deine Mutter von mir.“

Ohne ein weiteres Wort drehte sie sich um und ging gebeugt gegen den Wind die Straße hinunter. Ich sah ihr nach, bis sie im trüben Dunst verschwunden war.

Am Nachmittag fühlte ich mich plötzlich krank. Mein Kopf dröhnte, die Glieder schmerzten, und tief in meiner Brust kribbelte es unangenehm. Ich nahm ein heißes Bad und blieb so lange liegen, bis meine Haut schrumpelig wurde. Dann zog ich meinen Schlafanzug an und ließ mich kraftlos in den Sessel vor dem Fernseher sinken.

Es lief gerade *Pan Tau*. Mitten in der Folge schlief ich ein.

Als ich wieder aufwachte, lag der Raum in dämmrigem Halbdunkel. Nur der Fernseher flackerte noch. Inzwischen lief eine Folge von *Unsere kleine Farm*. Draußen hing eine schwere Wolkendecke über dem Dorf, die das letzte Licht des Tages verschluckte.

Im Flur sprang mit einem Klacken die Haustür auf. Meine Mutter kam nach Hause. Ich hörte, wie sie die Jacke aufhängte und die Schuhe abstreifte. Kurz darauf stand sie im Wohnzimmer, knipste die Stehlampe an und beugte sich über mich. Sie küsste mich auf den Kopf, dann legte sie mit einem besorgten Blick eine Hand an meine Stirn.

„Oh“, murmelte sie. „Du fühlst dich ganz heiß an. Hast du dir vielleicht was eingefangen?“

Ich hustete einmal und nickte schwach.

„Ich mach dir einen Kamillentee.“

Aus der Küche drang gedämpftes Klappern. Der Regen trommelte weiter gegen die Scheiben. Ich starrte auf den Bildschirm, ohne wirklich etwas zu sehen. Wenig später kam meine Mutter zurück, stellte eine dampfende Tasse auf den Wohnzimmertisch und deckte mich mit einer Wolldecke zu.

„Willst du was essen?“

Ich schüttelte den Kopf.

„In Ordnung. Aber später gibt’s eine warme Suppe.“

Als sie sich zur Küche umdrehte, krächzte ich leise: „Ich soll dich von Frau Kübel grüßen.“

Sie blieb auf der Schwelle stehen und sah mich lange an – als müsse sie erst die richtigen Worte finden.

„Diese arme Frau“, sagte sie schließlich nur und verschwand aus dem Zimmer.

Drei Tage lag ich krank im Bett. Nur einmal telefonierte ich mit Tom. Unser Gespräch war kurz. Er wünschte mir gute Besserung. Wir verabredeten uns vage fürs Wochenende.

Als es mir wieder besser ging, war die letzte Ferienwoche fast vorbei.

9. DER SOMMER ERLISCHT

Am Freitag war es noch immer bewölkt, doch am Nachmittag kämpfte sich die Sonne gelegentlich durch die dichten Wolken. Ich fühlte mich noch etwas schlapp, aber mir fiel allmählich die Decke auf den Kopf. Also zog ich meinen olivgrünen Parka über und ging raus. Ein feiner Dunstschleier hing über dem Dorf. Der nasse Asphalt glitzerte im Licht der Sonnenstrahlen. Ein Hauch von Herbst lag in der Luft. Es roch nach Regen und nassem Laub.

An diesem Tag ließ ich das Rad stehen. Mit den Fäusten tief in den Manteltaschen schlenderte ich durch die Straßen, von einem Dorfende zum anderen.

Ein Anflug von Wehmut hatte mich befallen. Es war der letzte Ferientag. Die Schule streckte bereits ihre Klauen nach mir aus. Mit der Freiheit, die zu Beginn des Sommers endlos erschienen war, würde es nach dem Wochenende vorbei sein.

Ich dachte an den Schulbeginn, an die quälenden Mathestunden bei Frau Strobel – und an Tom. Ich fragte mich, wie es um unsere Freundschaft stand. Was war in den vergangenen Tagen bloß passiert? Noch immer beschäftigte mich unser Gespräch vom Morgen.

Gleich nach dem Frühstück hatte ich Toms Nummer gewählt. Den vorerst letzten Wochentag in Freiheit wollte ich mit ihm verbringen. Wir könnten mit dem Bus in die Stadt fahren und uns am Bahnhofskiosk die neueste *Marvel*-Ausgabe besorgen, wollte ich vorschlagen. Mittags konnten wir uns Nudeln machen. Dann vielleicht noch eine Runde Schiffe versenken spielen oder ein bisschen fernsehen. Und anschließend, so hoffte ich, würden wir endlich auch über diesen Sommer reden. Über das alte Haus, über seine schreckliche Geschichte und über unsere Meinungsverschiedenheit bei unserem letzten Besuch dort.

Es war höchste Zeit dafür.

Er nahm sofort ab, als hätte er direkt daneben gesessen und auf meinen Anruf gewartet.

„Hallo!“

Seine Stimme klang auffallend munter.

„Hi“, sagte ich.

Am anderen Ende blieb es einen Herzschlag zu lang still.

„Ach, du bist’s“, sagte er schließlich, auffallend weniger aufgekratzt als im ersten Augenblick. „Wie geht’s, Benni? Bist du wieder gesund?“

„Ja, so ziemlich.“

Ich wollte mehr sagen. Aber irgendwie wusste ich nicht weiter. Es war, als steckten mir die Worte im Hals fest.

Dabei hatte ich mich auf das Gespräch gefreut. Hatte gedacht, es würde sein wie früher. Doch mit einem Mal schien unser letztes Treffen unendlich weit entfernt. Die Begegnung mit dem alten Mann fühlte sich an wie aus einem anderen Leben. Und das Haus? Kaum mehr als ein Traum, verwaschen vom Regen der letzten Tage.

„Freut mich“, sagte Tom kurz angebunden und ohne jede Wärme.

Stille breitete sich aus. Da war es wieder, dieses unausgesprochene Etwas, das zwischen uns stand – unsichtbar, aber spürbar wie ein kalter Luftzug.

„Lust auf ein Treffen? Vielleicht bei mir?“, brachte ich schließlich mühsam hervor.

Wieder folgte ein vielsagendes Schweigen, ehe Tom antwortete.

„Hab heut leider keine Zeit.“

Keine Erklärung. Kein Gegenvorschlag.

„Okay“, murmelte ich. „Morgen vielleicht?“

„Mal schauen.“ Eine kurze Pause. Dann: „Du, ich muss los.“

Das Klicken in der Leitung und das monotone Tuten klangen mir noch in den Ohren nach, als ich Stunden später die Straße hinabging, die nach Osten hin aus dem Dorf führt. Nach gut einem Kilometer hinter dem Ortsschild ging sie in eine Schotterpiste über, und einige hundert Meter weiter lag das verlassene Sägewerk.

Wie oft waren wir diesen Weg im Sommer zum alten Haus hinuntergeradelt?

Jedoch hatte ich nicht vor, bis zu unserem geheimen Ort zu gehen. Nichts zog mich mehr dorthin. Der Fund im Schlafzimmer am Ende des düsteren Flurs und erst recht die Geschichte, die uns der Alte anvertraut hatte, hatten ihn für mich verleidet. Und dennoch schlenderte ich weiter, in Gedanken versunken, und näherte mich der Dorfgrenze.

Gerade war ich um eine Kurve gebogen, als ich plötzlich Stimmen von jenseits der Bäume am Wegesrand hörte.

Abgehackte Worte, Gesprächsfetzen und Gelächter von Jungs, die sich laut unterhielten. Dann mischte sich ein Rattern in ihre Stimmen. Ein Geräusch, das ich sofort erkannte: Karten in den Speichen eines Fahrrads.

Soweit ich wusste, war Tom der Einzige im Dorf, der sein Rad mit Spielkarten verzierte.

Ich weiß nicht, warum, aber ich wich instinktiv zurück, hinter die Äste der Tannen neben mir. Mit angehaltenem Atem drückte ich mich tiefer ins Dunkel zwischen die Bäume.

Ich wollte Tom nicht begegnen. Nicht hier. Nicht jetzt.

Wer war bei ihm? Und warum fuhr er ausgerechnet diese Straße entlang?

Plötzlich zog sich mein Brustkorb zusammen, als hätte jemand eine Faust um mein Herz gelegt. Im nächsten Moment sah ich sie.

Drei Fahrräder nebeneinander.

Dominic Zoller und Carsten Fuchs, zwei Jungs aus unserer Klasse auf ihren BMX-Rädern, und zwischen ihnen Tom, auf seiner Bonanza.

Als sie an mir vorbeirollten, sagte Tom etwas, und die anderen brachen in Gelächter aus. Im Nu waren sie an meinem Versteck vorbei.

Dann fuhren sie davon. Das Surren der Reifen, das Rattern der Karten, das Lachen – das alles verklang rasch in der Ferne.

Zutiefst getroffen kam ich aus dem Tannendunkel hervor und sah ihnen nach, bis sie hinter der nächsten Kurve der Landstraße verschwunden waren.

Ich fühlte mich von Tom verraten.

In mir zerbrach etwas, denn er zerstörte in diesem Moment etwas Kostbares, für das wir nie Worte gebraucht hatten: Diese unausgesprochene Abmachung, unser stillschweigendes Versprechen, dass es Orte und Geheimnisse gab, die

nur uns beiden gehörten. Das Band, das Freundschaft zusammenhält, besteht aus solchen Regeln, die nicht aufgeschrieben werden müssen.

Das alte Haus war *unser* Ort. Unser größtes Geheimnis.

Wie konnte es sein, dass Tom mit Dominic und Carsten dorthin fuhr? Denn es gab keinen Zweifel, dass er mit ihnen zum Sägewerk unterwegs war.

Dominic und Carsten hatten kein Recht, diesen Ort zu betreten. Sie gehörten zu den Jungs vom Bolzplatz, vom Pausenhof – aber nicht zu uns. Sie waren keine Freunde, auch nicht für Tom. Konnten es nicht sein. Schließlich wuchs Freundschaft nicht in ein paar Tagen.

Mein Blick verschwamm. Tränen der Wut und Enttäuschung stiegen mir in die Augen.

Mit dem Ärmel meiner Jacke wischte ich sie fort.

Dann drehte ich mich um und ging den Weg zurück, den ich gekommen war.

10. *WO DIE TOTEN RUHEN*

Kurz darauf kam ich an einer brüchigen Mauer vorbei. Gedankenverloren glitt mein Blick über die verwitterten Steine, dann sah ich über die Umgrenzung.

Dort lagen Grabstellen, Wege, Rasenflächen.

Der Friedhof.

Irgendwie hatte ich ihn nie wirklich wahrgenommen. Vielleicht, weil ich keinen Bezug zu ihm hatte.

Niemand aus meiner Familie war dort begraben.

Meine Mutter war mit mir ins Dorf gezogen, als ich noch klein war. Ihre Wurzeln lagen weiter nördlich. Und soweit ich wusste, stammte auch mein Vater nicht von hier.

Ich folgte der Umgrenzung bis zu einer Öffnung im Mauerwerk. Ein schmales Eisentor versperrte den Weg.

Unwillkürlich blieb ich stehen, als mir ein vager Gedanke durch den Kopf ging. Im nächsten Moment nahm er klar Gestalt an, und ich wusste, was ich zu tun hatte.

Das Tor quietschte leise, als ich es aufstieß.

Hinter dem schmiedeeisernen Gitter blieb ich stehen und sah mich um. Reihen um Reihen von Grabsteinen zogen sich bis zur rückwärtigen Mauer.

Die Wege dazwischen waren schmal und uneben, durchzogen von knorrigem Wurzelwerk und blassgrünen Grasbüscheln, die aus dem harten Boden sprossen. Am Rand standen alte Bäume, deren Kronen zitternde Schatten auf den Boden warfen. Der Friedhof war größer, als ich erwartet hatte, erstaunlich groß für ein Dorf wie unseres. Hier mussten Hunderte begraben sein.

Ich versuchte mir vorzustellen, dass jeder dieser Steine für jemanden stand, der einst im Dorf gelebt hatte, Teil dieser Gemeinschaft war. Aber es gelang mir nicht. Ich war zwölf Jahre alt und noch nie zuvor auf einem Friedhof gewesen. Oma und Opa, die Eltern meiner Mutter, waren damals noch keine sechzig und es ging ihnen bestens. Von meinen anderen Großeltern wusste ich rein gar nichts.

In gewisser Weise erschien mir dieser Ort idyllisch – still und friedlich in seiner Abgeschiedenheit. Und doch flößte er mir eine unterschwellige Furcht ein. Ein plötzliches Frösteln durchfuhr mich, und meine Beine wurden weich. Die Erkältung steckte mir wohl noch in den Knochen. Ich verschränkte die Arme vor der Brust und sah mich aufmerksam um.

Es waren kaum Menschen auf dem Gelände.

Eine alte Frau kniete vor einem Grab und zupfte Unkraut. Ein Mann in Hemdsärmeln goss ein Beet voller Stiefmütterchen, deren Blüten wie kleine Gesichter in Gelb, Blau und Rot aus der Erde schauten.

Mein Blick fiel auf eine kleine, weiß getünchte Kapelle gleich hinter dem Eingang. Daneben stand ein Sandsteinpfeiler mit einem Wasserhahn. An einem Eisengestell davor hing eine Reihe verzinkter Gießkannen, derselbe Typ, wie ihn der Mann gerade benutzte. Hinter der Wasserstelle lag offenbar der neuere

Bereich des Friedhofs. Die Grabsteine dort waren heller, die Gräber ordentlicher und besser gepflegt.

Dazwischen sah man auch einige schlichte Holzkreuze.

Ohne dass ich wusste warum, flößte mir diese Ecke mehr Unbehagen ein als die mit den alten Gräbern. Aus unerklärlichen Gründen war froh, dass ich nicht zwischen den frischen Grabstätten suchen musste. Was ich suchte, lag im älteren Teil.

Also schlug ich den Weg zum verwilderten Areal hinter einer Reihe alter Ulmen ein, wo bröckelige Grabsteine im hohen, ungepflegten Gras zu sehen waren, manche halb in der Erde versunken, andere schief oder umgefallen. Unter den Bäumen war es kühler, und vor meinen Schuhen huschten die Schatten der Blätter über den Boden. Irgendwo im Geäst krächzte eine Krähe.

Langsam schritt ich an den alten Gräbern vorbei. Ich las Namen, Geburts- und Sterbedaten, viele davon kaum noch zu entziffern. Manche Buchstaben waren vom Wind abgeschliffen, andere von Moos überwuchert.

Dann sah ich, wonach ich Ausschau gehalten hatte, und blieb stehen. Mein Herz schlug schneller.

Vor mir lag eine breite Grabstelle, eingefasst von einer brüchigen Steinumrandung. Offenbar hatte sich seit Jahren niemand mehr darum gekümmert. Gras und Efeu hatten das Grab fast vollständig überwuchert.

Am hinteren Ende erhob sich ein wuchtiger Grabstein. Schwer stand er da und trotzte Wind und Wetter, dem ewigen Nagen der Zeit.

Ich ging näher.

Der Stein war mit hellgrauen Flechten überzogen, die Oberfläche rau vom Regen und den Jahren. Doch die Inschrift war noch gut lesbar. Die Buchstaben waren nicht eingraviert, sondern aus Metall gefertigt und einzeln aufgesetzt.

Dort stand:

Josef Faber und Anton Faber

12. Januar 1902 – 16. August 1912

Karl Faber

18. Oktober 1873 – 14. September 1912

Gertrud Faber, geb. Lichtenberger

4. Mai 1878 – 12. Januar 1953

Die Toten aus dem alten Haus. Die Frau mit dem strengen Blick auf dem vergilbten Foto. Die beiden hellblonden Jungen in ihren kurzen Hosen. Der Geselle auf dem Bild neben seiner jungen Braut. Alle lagen sie hier. Vereint unter diesem schweren Granitstein, begraben unter Gestrüpp und Unkraut.

Eine Wolke schob sich vor die Sonne und ein Schatten senkte sich über den Friedhof. Wind kam auf, und die Blätter über mir begannen zu rascheln, als würden sie mir leise etwas zuflüstern.

Eine ganze Weile stand ich vor dem Grab.

Die Hände nicht mehr um die Oberarme geschlungen, sondern vor der Brust gefaltet, nicht zum Gebet, sondern weil es sich an diesem Ort einfach richtig

anfühlte. Ich war weder getauft noch gehörte ich einer Kirche an. Im Unterricht war ich von Religion befreit. Ich war in keinem Haushalt aufgewachsen, in dem einem der Glaube an einen Schöpfer, an ein Leben nach dem Tod und all die anderen christlichen Vorstellungen von klein auf vermittelt wurden. Meine Mutter hielt Gott für eine Erfindung der Menschen. Ein Märchen, das man sich erzählt, um das Leben erträglicher zu machen. Die Kirche war für sie nur ein Ort, an dem man seine Schuldgefühle abladen und sich der Vorstellung hingeben konnte, dass unser Dasein auf Erden irgendeinen Sinn ergab.

Mit meinen zwölf Jahren hatte ich mir über solche Dinge kaum Gedanken gemacht. Ich lebte einfach vor mich hin, als wäre das Leben eine endlose Reise, bei der sich ein Tag nahtlos an den nächsten fügt, selbstverständlich und ohne Ziel.

Dass das keineswegs so war, dass unser Dasein in Wahrheit nur ein kurzes Aufglühen in der Endlosigkeit der Zeit darstellt, davon bekam ich an jenem Nachmittag zum ersten Mal eine Ahnung. Doch Glaube hin oder her, in diesem Moment empfand ich Trost in der Vorstellung, dass Trude und ihre Liebsten, die so grausam auseinandergerissen worden waren, nach ihrem irdischen Ende wieder zueinandergefunden hatten.

In einem Familiengrab.

Doch als ich mich schließlich abwandte, um nach Hause zurückzukehren, schlichen sich nagende Gedanken in mein Bewusstsein. Sie trübten das zuvor beruhigende Gefühl.

Immer wieder hallten die Worte des alten Mannes in mir nach: *Aber im Haus... da kann man sie noch spüren, wenn man zu lange bleibt.*

Da schien tatsächlich was dran zu sein. In dem verlassenen, muffigen Gemäuer war etwas von der Existenz dieser Menschen zurückgeblieben. Als würde ein Echo von ihnen noch immer durch die staubigen Räume wehen. Im Vergleich dazu wirkte das Grab der Familie Faber plötzlich wie ein unbedeutender Flecken Erde.

Grübelnd ging ich den Weg zurück, den ich gekommen war. Die Sonne sank allmählich herab, und lange Schatten legten sich über die unebenen Pfade. Ich nahm kaum wahr, dass ich längst an neueren Gräbern vorbeigegangen war.

Plötzlich wurde mir bewusst, dass ich zu weit gegangen war. Ich hätte vorher auf einem der Seitenwege Richtung Straße abbiegen müssen. Ich sah mich um, suchte nach dem Ausgang. Da fiel mein Blick auf eine Grabstelle.

Eine schlichte Ruhestätte, bepflanzt mit flachen Bodendeckern und dunkelgrünen Stauden. Zwischen ihnen lag weißer Kies. Am Kopfende stand ein heller, glatt polierter Stein. Davor, neben einem welken Blumengesteck, befand sich ein Grablicht. Und daran hing ein Armband.

Eines dieser selbstgeflochtenen Freundschaftsbänder, wie Kinder sie einander schenken – aus Kunststoffperlen mit weißen Buchstabenwürfeln dazwischen.

Zögernd ging ich näher und beugte mich vor, um die Buchstaben zu entziffern. Dabei wusste ich längst, was dort stand.

Ein Bild schoss mir in den Kopf: Nadine, wie sie in der Schule am Fenster saß, verträumt hinausschaute und mit Zeigefinger und Daumen die Perlen an einem solchen Band hin und her drehte. Genau dieses Band sah ich nun vor meinen Augen, im Laufe der Zeit von Wind und Wetter ausgebleicht und verschmutzt.

In dieser Sekunde begriff ich, dass es Dinge gab, die endgültig waren. Die nie mehr gut wurden. Nicht morgen. Nicht nächste Woche. Nicht irgendwann.

Meine Hände zitterten, als ich mich zwang, die Inschrift auf dem Grabstein zu lesen:

Nadine Kübel

12. März 1970 – 26. Januar 1982

Es war, als würde die Zeit für einen Moment stillstehen. Ein Kloß saß mir im Hals, und mein Atem wurde flach. Ich fragte mich: Warum war ich nicht bei ihrer Beerdigung gewesen? War überhaupt jemand aus unserer Klasse dort? Weshalb hatte niemand darüber gesprochen? Und wie konnte es sein, dass ich mir diese Fragen erst jetzt stellte?

Ich wusste auf keine einzige eine Antwort.

Verloren in trüben Gedanken machte ich mich schließlich auf den Heimweg.

Die Sonne war längst hinter grauen Wolken verschwunden, und ein kühler Wind kam auf.

Ein Sommer, der einst endlos schien, war vorbei.

11. „ICH BRAUCHE DEINE HILFE“

Am Samstagabend saß ich auf meinem Bett und versuchte, in dem Buch weiterzulesen, das ich am Morgen begonnen hatte.

Jäger des verlorenen Schatzes war spannend und ganz nach meinem Geschmack. Doch ich kam einfach nicht mehr hinein. Dabei hatte ich es am Morgen noch mit Begeisterung verschlungen.

Gibt es so etwas wie eine Vorahnung?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass mich gegen Abend eine nervöse Unruhe befallen hatte, die sich allmählich zu einer bohrenden Anspannung steigerte. Meine Stimmung glich einem schwülen Sommerabend, an dem die Luft vor Spannung knistert, ein Unwetter am Horizont aufzieht und die Zeit seltsam stillzustehen scheint.

Während ich dasaß und die Buchstaben vor meinen Augen verschwammen, entglitten mir die Gedanken.

Immer wieder wanderten sie zurück: zum alten Haus, zu den Gräbern, zu Tom – als würden sie von einer unsichtbaren Kraft dorthin gelenkt.

Dabei hatte der Tag harmlos begonnen, so unspektakulär wie ein ganz gewöhnlicher Samstagmorgen.

Als ich aufwachte, fiel warmes Licht durchs Fenster. Endlich zeigte sich der Himmel wieder blau.

Weil ich nichts vorhatte, blieb ich liegen und griff nach dem Buch auf meinem Nachttisch – ein Geschenk von Tom zu meinem 12. Geburtstag vor ein paar Wochen.

Schon nach wenigen Seiten war ich gefesselt und in eine andere Welt getaucht.

Mit dem Archäologen *Indiana Jones* kämpfte ich mich erst durch den dampfenden Dschungel Südamerikas und begab mich später an seiner Seite auf die abenteuerliche Suche nach der Bundeslade.

Es war schon nach zehn Uhr, als mich meine Mutter aus dem Bett scheuchte und ich den Roman zur Seite legen musste. Beim Frühstück sagte sie: „Du brauchst noch dein Material für die Schule. Wir gehen nachher in die Stadt.“

Ich rollte die Augen, murmelte etwas, schlappte schlecht gelaunt in mein Zimmer und zog den Ranzen aus der Ecke, wo er seit Ferienbeginn unbeachtet lag.

In einem der Seitenfächer entdeckte ich den zerknitterten Zettel, den wir von unserem Klassenlehrer bekommen hatten – eine Liste mit allem, was wir fürs neue Schuljahr brauchten.

Wenig später saßen wir in unserem alten Fiat 500 und tuckerten in die Stadt.

Der Himmel zog sich zu, und kurz darauf begann es wieder zu regnen.

Nachdem wir im Schreibwarenladen alles für die Schule besorgt hatten, wollte meine Mutter noch *ganz kurz* ins Karstadt. Ich trottete hinterher und verbrachte die Warterei auf einem Stuhl in der Damenabteilung.

Während sie Hosen und Blusen anprobierte und sich mit einer Verkäuferin unterhielt, las ich fast den gesamten Band der *Lustigen Taschenbücher*, den ich mir an einem Kiosk gekauft hatte.

Und weil wir danach auch noch im Kaufhausrestaurant zu Abend aßen, dämmerte es bereits, als wir endlich nach Hause kamen.

Etwa eine Stunde nach unserer Rückkehr saß ich nun im Schneidersitz auf meinem Bett – vor mir das aufgeschlagene Buch. Der Blick angespannt zur Tür gerichtet.

Ich wusste, dass ich auf etwas wartete, ich hatte nur keine Ahnung, worauf. Dann klingelte das Telefon.

Ich sprang auf, rief „Ich geh ran!“ in Richtung Küche, wo meine Mutter gerade hantierte, und eilte ins Wohnzimmer.

Ich hob ab, hielt den Hörer ans Ohr und sagte:

„Ja?“

Am anderen Ende: Schweigen.

„Hallo?“

Keine Antwort.

Nur ein leises, schnelles Atmen.

„Tom?“, fragte ich.

Dann ein Klicken. Und das monotone Tuten – das Zeichen, dass der andere aufgelegt hatte.

Ich starrte den Telefonhörer an, als könnte er mir erklären, was gerade passiert war. Ich war sicher, dass es Tom gewesen war.

Aber warum hatte er nichts gesagt?

Ich legte auf. Eine Weile stand ich noch da, unschlüssig neben dem Apparat. Ich war eben an der Tür, als es noch einmal klingelte.

In meinen Ohren klang das Läuten schriller als sonst – dringlicher, ungeduldig. Ich riss den Hörer von der Gabel und hob ihn ans Ohr. Ich schwieg und auch am anderen Ende blieb es still. Zunächst.

Nach Sekunden, die sich wie Minuten dehnten, hörte ich Toms Stimme. Sehr leise, als hätte er Angst, jemand könne mithören.

„Benni“, wisperte er. „Ich brauche deine Hilfe.“

Später am Abend saß ich im Sessel im Wohnzimmer und starrte auf den Fernseher, ohne auch nur einen Gedanken an das Programm zu verschwenden.

Neben mir auf dem Boden stand das Telefon. Ich hatte es vom runden Tisch neben der Tür genommen und in Griffweite gestellt, für den Fall, dass es noch einmal klingelte.

Meine Mutter war, wie an den meisten Abenden, bereits ins Bett gegangen. Meist sah sie dort noch ein bisschen auf ihrem kleinen, würfelförmigen Apparat fern, ehe sie einschlief.

Das Wohnzimmer hatte ich also für mich allein.

Die ganze Zeit musste ich an das Gespräch mit Tom vorhin denken – jenes seltsame, viel zu kurze Telefonat. An das Wenige, was er gesagt hatte. Und an die Art, wie er es gesagt hatte.

„Ich brauche deine Hilfe“ – so hatte er in einem nervösen Flüstern begonnen. Dann hatte er rasch angefügt: „Sag, würdest du was für mich tun?“

„Ähm... klar“, hatte ich geantwortet. Überrascht zwar, aber ohne zu zögern.

Ich wollte wissen, was eigentlich los ist, und setzte direkt an, um etwas zu sagen, aber ich kam nicht mal bis zum ersten Wort, da wurde ich von Tom schon abgewürgt.

„Gut. Ich wusste es“, zischte er atemlos in den Hörer. „Danke, Benni. Ich... ich rufe dich nachher nochmal an. Bleib in der Nähe vom Telefon. Okay?“

Ein weiteres Mal setzte ich an, doch da war die Leitung bereits tot und ich blieb zurück mit einem Gefühl, das ich kaum benennen konnte.

Es war nicht direkt Furcht.

Eher eine ungute Ahnung, dass etwas nahte – unsichtbar, lautlos, bedrohlich.

Wie eine Lawine, die unaufhaltsam auf mich zurollte.

Mit diesem Gefühl kroch allmählich eine böse Ahnung in mir hoch. Kalt und langsam, wie Wasser, das unter einer Tür ins Haus sickert.

Auch wenn seine Worte rätselhaft blieben, in Toms Stimme hatte etwas gelegen: nackte Angst. So große Angst, dass er beim ersten Versuch nicht den Mut aufgebracht hatte, mit mir zu sprechen. Sein Atmen – flach, hektisch, gepresst – hatte mehr verraten als Worte. Es war das Keuchen eines Tieres, das in die Enge getrieben worden war und nun in die Mündung seiner Jäger starrte.

Und dann klingelte es erneut. Endlich.

Ich fuhr zusammen, beugte mich vor und griff nach dem Hörer.

Ich presste ihn ans Ohr und wartete.

Ein paar stumme Sekunden verstrichen.

Dann Toms Stimme. Leise. Brüchig.

„Benni?“

„Ja.“

„Du musst was für mich tun.“ Eine Pause. Dann: „Für uns, meine ich.“

„Tom, sag erst mal, was ...“, setzte ich an, doch er unterbrach mich sofort.

„Bitte. Lass mich nicht im Stich, ja? Mach's einfach. Stell keine Fragen. Ich ... ich schaff das nicht.“

Ich schluckte. Ich hatte keine Ahnung – jedenfalls keine bewusste –, was er von mir wollte. Aber in mir spannte sich etwas an. Tief, direkt unter dem Brustbein.

„Was schaffst du nicht?“, fragte ich.

Tom hörte mich offenbar gar nicht. In einem gehetzten Flüsterton fuhr er fort: „Hör zu. Geh bitte raus. Jetzt sofort! Du musst zu eurer Garage. Da findest du sie. Bring das zurück. Gleich morgen. Ja? Ich will da nicht mehr hin. Nie. Nie wieder. Es ... es tut mir leid. Echt. Ich hätte auf dich hören sollen. Bitte, Benni. Frag nicht. Mach's einfach. In Ordnung?“

Der Druck in meinem Magen nahm zu. Es fühlte sich an, als würde sich eine kalte Faust langsam in meinen Bauch graben. Ich brachte kein Wort heraus. Vergeblich versuchte ich, seine Worte zu begreifen. Und doch glaube ich heute: Ein Teil von mir wusste es längst. Was Tom getan hatte. Und was er von mir verlangte.

„Was ist passiert? Es hat mit dem alten Haus zu tun, gelt?“, fragte ich schließlich.

Am anderen Ende der Leitung war nur ein tiefes, zittriges Atmen zu hören. Dann sagte er doch noch etwas: „Mach’s einfach.“

Die Leitung war tot.

Stumm legte ich den Hörer auf und ging in mein Zimmer. Wie ferngesteuert schlüpfte ich in meine Sandalen, nahm die Taschenlampe vom Schreibtisch, trat in den Flur, schnappte mir den Schlüsselbund und schloss die Wohnungstür leise hinter mir.

Unsere Wohnung lag im Erdgeschoss eines Miethauses mit drei Parteien. Die Garagen standen hinter dem Haus, in einem offenen Hof.

Es war bereits stockdunkel. Draußen herrschte eine unheimliche Stille, alles wirkte menschenverlassen. In den umliegenden Häusern brannten vereinzelt Lichter.

Ich zwang mich, loszugehen, und umrundete das Haus.

Der Hof lag in völliger Dunkelheit. Ich knipste die Taschenlampe an. Ihr Lichtstrahl huschte über Mauern und Pflaster, bis er auf etwas traf, das *jemand* vor unser Garagentor gelegt hatte.

Der Anblick ließ mich frösteln.

Dort lagen sie – nebeneinander, wie zwei abgetrennte Beine: Trude Fabers Prothesen.

12. TIEF IN DER NACHT

Stunden später war ich noch immer wach. Schwärze lag über dem Haus wie ein dichter Vorhang. Kein Schritt war mehr von den Nachbarn im oberen Stock zu hören, kein Auto fuhr vorbei, keine Stimme, kein Laut. Selbst das vertraute Murmeln des Fernsehers aus dem Schlafzimmer meiner Mutter war verstummt.

Es war, als wäre ich der letzte Mensch auf Erden.

Nach dem Regen am Nachmittag war noch einmal die Sonne herausgekommen, und jetzt hing eine feuchte Wärme wie ein nasser Lappen im Raum. Die Vorhänge blähten sich träge im Luftzug des geöffneten Fensters.

Doch etwas anderes hielt mich wach.

Es war das Bild, das sich in mein Gedächtnis gebrannt hatte – diese beiden Prothesen, nebeneinander vor dem Garagentor.

Wie achtlos weggeworfene Beine.

Ich hatte sie hastig in eine alte Decke geschlagen und zwischen Schlitten und Winterklamotten in der Garage verstaut.

Allein der Gedanke daran ließ mir trotz der Wärme einen Schauer über den Rücken laufen.

Was hatte sich Tom nur dabei gedacht, sie aus dem alten Haus zu holen?

Und warum hatte er seine makaberen Trophäen ausgerechnet zu mir gebracht? Vor was hatte er solche Angst?

Irgendwann muss ich eingeschlafen sein. Doch mein Schlaf war unruhig, durchzogen von wirren, zusammenhanglosen Bildern. Ich erwachte mit rasendem Herzen, ohne zu wissen, warum.

Die Dunkelheit im Zimmer war vollkommen, als wäre alles in schwarzes Öl getaucht. Ich lag auf dem Rücken. Kein Laut drang an meine Ohren. Mit offenen Augen starrte ich ins Nichts und wartete darauf, dass irgendetwas geschah.

Was hatte mich geweckt?

Ich lauschte.

Da war nichts.

Oder doch? Da! So leise, dass ich es mir auch einbilden konnte. Etwas war da, dann verschwand es, schien wieder zurückzukehren – wie ein Atmen in der Dunkelheit.

Ein Geräusch. Ein tiefes, schleppendes Schleifen, als würde etwas Schweres über rauen Stein gezogen. Oder ... kriechen?

Es kam näher.

Langsam. Unaufhaltsam.

Ein nasses, fleischiges Schlurfen, begleitet von einem gurgelnden Glucksen, das mir die Nackenhaare aufstellte.

Etwas kroch im Hof auf das Haus zu. Schmatzend und schabend schob es sich über das Pflaster.

Ich wagte nicht, zu atmen. Ich lag da wie eingefroren, die Augen weit aufgerissen. In panischer Angst, auch nur den winzigsten Laut von mir zu geben.

Doch *es* hatte mich längst gewittert – wie ein wildes Tier die Angst riechen kann, die durch die Poren seines Opfers sickert.

Das Schlurfen wurde lauter und lauter.

Dann verstummte es. Genau unter meinem Fenster.

Für Augenblicke lag alles vollkommen still. Nur das Blut pochte in meinen Ohren.

War es weg? Oder war es nie da gewesen?

Da zerriss ein kehliges Ächzen die Stille, als würde sich etwas Uraltes aus seinem Grab erheben.

Kurz darauf – ganz deutlich – ein Kratzen an der Hauswand. Wie von Fingernägeln oder Krallen, die sich ins Mauerwerk gruben.

Es war, als sei ich in einen Albtraum gefallen, der nicht mehr nur in meinem Kopf existierte, sondern längst in die Wirklichkeit gedrungen war.

Und dann, schrecklich nah, ein Laut, wie ich ihn noch nie gehört hatte. Dumpf, widerwärtig, schockierend. Ein schweres, feuchtes Klatschen, als hätte jemand einen Sack voller zappelnder Aale oder fauliger Innereien durch das offene Fenster geworfen.

Mein Grauen war grenzenlos.

Etwas bewegte sich. Ich hörte es näherkommen.

Doch jetzt war es nicht mehr draußen. Es war hier, in meinem Zimmer!

Mit ihm kam ein Geruch: beißend, faulig, süß. Der Gestank von etwas Verdorbenem, der mich an alte, aufgequollene Matratzen, eitrige Wunden und aufgeblähte Tierkadaver im Straßengraben denken ließ.

Er füllte den Raum, drang in meine Nase, betäubte meine Sinne und raubte mir den letzten Willen.

Dann, erneut: das Kratzen. Diesmal über Holz.

Ich wusste, *es* schob sich über den Dielenboden vorwärts – auf mein Bett zu.

Mein ganzer Körper war schweißgebadet. Der Schlafanzug klebte an mir wie ein kaltes Grabtuch.

Ich spürte es, ohne es sehen zu müssen: Dieses Ding hatte Klauen – Klauen mit blutigen, abgebrochenen Nägeln. Und genau in diesem Augenblick streckten sie sich nach mir aus.

Vor meinem inneren Auge blitzte ein Bild auf: ein schnappendes Maul. Riesig, schwarz, glitschig, mit Hunderten nadelspitzer Zähne. Ich spürte, wie es neben mir Gestalt annahm, als sei es von der Dunkelheit selbst geboren, um mich zu verschlingen.

Ein Schreckensbild, furchterregender als alles, was mir in meinen schlimmsten Alpträumen je begegnet war.

Da endlich löste sich ein Laut aus meiner Kehle.

Ein gepresster, erstickter Schrei des Entsetzens.

Ich sprang hoch, doch meine Beine gaben nach. Ich stolperte, krachte gegen die Wand, während meine Hände panisch im Dunkeln über die Tapete glitten.

Wo war er, der Schalter?

Da! Endlich! Licht!

Für einen Wimpernschlag lang glaubte ich *ihn* zu sehen. Einen Schatten. Schwarz wie Tinte. Er zuckte zurück – und war fort.

Ich stand da. Keuchend. Zitternd. Allein. Ich taumelte zum Fenster, schlug es zu. Das Glas vibrierte. Meine Finger tasteten nach dem Gurt. Ich riss daran, der Rollladen krachte herab. Ein jäher Lärm, der alles übertönte.

Mein Blick fiel auf den Vorleger vor dem Bett.

Er war verrutscht.

Nur ein wenig. Aber er lag anders.

War ich es gewesen? In meiner Panik? Oder war *etwas* über ihn hinweggeglitten?

Ich wankte zurück zu meinem Bett und sank auf die Matratze – kraftlos wie nie zuvor in meinem Leben.

Ich wagte es nicht, mich wieder hinzulegen. So saß ich da, erstarrt, zitternd, aufgelöst. Bis endlich der Morgen anbrach.

13. *DER MORGEN DANACH*

Als meine Mutter mich am Sonntagvormittag weckte, fühlte ich mich, als wäre ich aus der Tiefe eines dunklen Sees an die Oberfläche geschwemmt worden.

Ich blinzelte, sah ihr Gesicht über mir. Verschwommen und wie aus einer anderen Welt.

Das Tageslicht fiel gedämpft durch die heruntergelassene Jalousie. Zwischen den schmalen Lamellen drangen helle Streifen, die sich wie ein Gitter aus Licht und Schatten auf Wand und Decke legten.

Nur allmählich kam die Erinnerung zurück. Vage. Undeutlich.

Verschwommen erinnerte ich mich, noch wach gewesen zu sein, als das erste fahle Licht in mein Zimmer strömte. Dann: nichts mehr. Kein Traum, kein Gedanke. Nur ein dumpfer, betäubter Schlaf.

Mit schleppenden Schritten ging ich in die Küche.

Meine Mutter stand am Fenster, die Haare zum Zopf gebunden. Sie schnitt Karotten auf einem Holzbrett.

Ich setzte mich an den Tisch. Vor mir stand eine Schale Cornflakes. Ich starrte sie an, doch in meinem Bauch lag ein schwerer, steinerner Klumpen.

„Magst du nichts frühstücken?“

Ihre Stimme kam beiläufig, fast unbeteiligt. Meine Mutter warf mir einen kurzen Blick über die Schulter zu.

„Keinen Hunger“, murmelte ich.

Sie schnitt weiter. Jetzt waren die Paprika dran.

Die roten Streifen glänzten feucht und frisch auf dem Holzbrett. Mir wurde übel, denn für einen Moment sahen sie aus wie aufgeschnittene Haut.

Dann, ohne sich zu mir umzudrehen, fragte sie: „Sag mal, Benjamin, was war denn heute Nacht los?“

Ich erstarrte.

Sofort waren sie wieder da: Die Bilder. Das Schlurfen. Das Kratzen. Der entsetzliche Gestank.

„Wieso... was...was meinst du?“ Ich zwang mich, ruhig zu klingen, doch meine Stimme zitterte.

„Ich bin ja nicht taub.“ Sie schnitt die Tomate in zwei Hälften, ohne aufzusehen.

Mir lief ein kalter Schauer den Rücken hinab.

„Was... hast du gehört?“, fragte ich und kämpfte mit dem Beben in meiner Stimme.

Jetzt drehte sie sich um und sah mich mit einer hochgezogenen Augenbraue an.

„Du hast dein Fenster zugeknallt und dann den Rollladen mit einem höllischen Lärm runtergelassen. Beim nächsten Mal gib dir bitte ein bisschen Mühe, nicht die ganze Nachbarschaft aufzuwecken.“

Ich nickte und biss mir auf die Unterlippe.

Dann wagte ich es.

„Hast du ... sonst noch etwas gehört?“

Für einen Moment blickte meine Mutter irritiert.

„Nein. Sollte ich?“

Ich schüttelte stumm den Kopf, und sie wandte sich wieder dem Gemüse zu.

Dann stand ich auf. Auf noch immer wackeligen Beinen ging ich zurück in mein Zimmer.

Dort ließ ich mich aufs Bett fallen.

Die Laken waren zerwühlt, das Fenster geschlossen, der Rollladen unten. Die Nacht war vorbei. Aber die nächste würde kommen.

Ich musste etwas unternehmen.

Noch heute.

14. *EIN LETZTER BESUCH*

Der Tag fühlte sich endlos an. Die Sonne schob sich in Zeitlupe über den Himmel und warf lange, matte Streifen an die Wände.

Wie auf glühenden Kohlen saß ich auf dem Bett, umgeben von den Geräuschen, die durch mein offenes Fenster hereinwehten: spielende Kinder auf der Straße, das Dröhnen eines Rasenmähers, das ferne Brummen des Verkehrs.

Endlich, kurz vor sechs, erschien meine Mutter im Türrahmen – im Sommermantel, den Autoschlüssel in der Hand.

„Ich muss jetzt los“, sagte sie. „Dein Abendessen ist in der Mikrowelle.“

Ich nickte nur und versuchte, mir meine Anspannung nicht anmerken zu lassen. Sie sollte nicht wissen, wie sehr ich diesem Moment entgegengefiebert hatte. Jeden Sonntagabend reinigte sie die Hausarztpraxis in einem Nachbarort – eine Aushilfsstelle, von der sie selten vor neun zurückkam.

Die Haustür fiel ins Schloss. Kurz darauf rollte der zitronengelbe Fiat 500 vom Hof.

Ich wartete noch eine Minute, aber dann beeilte ich mich, aus dem Haus zu kommen.

In der Garage schob ich erst die Kiste mit den Wintersachen beiseite, danach den Schlitten.

Da lagen sie.

Die Decke war verrutscht, ein Teil der Prothesen ragte hervor. Ein Gemisch aus Ekel und Beklommenheit stieg in mir auf, als ich auf die künstlichen Füße an ihren Enden sah.

Ich schluckte. Sorgfältig wickelte ich beide wieder vollständig in die Decke und knotete um diese zwei Gürtel, die ich aus meinem Zimmer mitgebracht hatte.

Dann holte ich mein Fahrrad aus der Ecke, stellte es auf den Ständer und blickte zur Sonne. Sie stand schon tief, kurz davor, hinter den Dächern zu versinken. Aber noch war Zeit. Ich konnte es schaffen, bevor die Dunkelheit kam.

Eine Viertelstunde später hatte ich die Prothesen mit Spanngurten und einem langen Seil auf dem Gepäckträger befestigt. Ein unförmiges Bündel, in Stoff gehüllt und notdürftig verzurrt.

Ich betrachtete mein Werk und hoffte nur, dass mich niemand so sah. Nicht jetzt. Nicht mit dieser Fracht.

Vorsichtig schob ich das Rad aus der Garage, stieg auf und trat in die Pedale – zu meiner letzten Fahrt zum alten Haus.

Der Wind zerrte an den Baumkronen, als ich das verlassene Grundstück erreichte.

Ich schob das Bonanza-Rad hinter das hohe Gras am Wegrand, löste rasch die Gurte und nahm das Bündel herunter. Dann trug ich es durchs Gestrüpp. Die Dornen kratzten an meinen Armen, zogen an der Hose.

Am Zaun streckte ich mich und schob das Bündel darüber, bis es auf der anderen Seite hinabglitt. Dumpf schlug es auf.

Ich warf einen letzten Blick zurück. Dann kletterte ich über die Latten.

Der Hof lag im Schatten. Nichts rührte sich. Auffrischende Böen ließen die rostigen Regenrinnen klappern und fegten die ersten gelben Blätter über den Boden.

Anscheinend brachte der Wind auch die Ketten in der Halle zum Schwingen. Ein dumpfes Dröhnen mischte sich mit dem Blätterrauschen. Es klang wie eine geisterhafte Melodie.

Vor der Halle lag das Hornissennest – zerbrochen und aufgeplatzt wie eine überreife Frucht. Von seinen einstigen Bewohnern fehlte jede Spur.

Ich befreite die Prothesen aus der Decke und hob sie auf. Sie waren schwer und unhandlich. Ich konnte sie gerade noch tragen, doch jeder Schritt war mühsam.

Zwischen den übereinandergeworfenen Holzstämmen und der Lagerhalle ging ich auf das Haus zu, dann daran vorbei zur Hintertür auf der abgewandten Seite.

Die Läden klapperten im Wind. Die Fenster glichen toten Augen. Ein Kribbeln lief mir über den Nacken.

Das Gebäude schien mich zu beobachten.

Ich trat in die Küche.

Drinne empfing mich eine abweisende Kühle. Das bleierne Licht des Herbstes tauchte den Raum in Trostlosigkeit. Die Tasse auf dem Tisch, der Brotkorb, die zerrissenen Spinnweben in den Ecken – wie ein Stilleben aus Tod und Vergänglichkeit.

Die Prothesen fest umklammert, trug ich sie wie einen leblosen Körper durchs Haus. Vorbei an halb geschlossenen Türen, weiter ins Wohnzimmer.

Das rote Sofa war fleckig. Das Klavier stand offen, die gelblichen Tasten staubig. Der Kamin ein gähnender, schwarzer Schlund. Mein Blick wanderte zum Sims, zu den Bilderrahmen. Ich blieb an dem Foto der Frau mit dem Dutt hängen.

Trude schien mich anzustarren – mit stillem Vorwurf. Oder mit Zorn?

Dann traf mich unvermittelt der Geruch: modrig, süßlich, feucht. Ich hielt kurz die Luft an, zwang mich dann weiterzuatmen. Ich durfte nicht stehen bleiben. Nicht umkehren.

Über mir heulte der Wind durchs Gebälk. Ich schluckte. Meine Arme brannten. Die Prothesen wurden mit jedem Schritt schwerer, ihre Scharniere drückten durch den Stoff. Meine Finger verkrampften sich.

Die Treppe knarrte unter meinen Sohlen. Langsam stieg ich Stufe für Stufe hinauf. Mein Atem ging flach. Mit jedem Schritt wuchs das Gefühl von Panik. Kalt schob es sich durch Brust und Kehle. Ich biss die Zähne zusammen.

Ich wollte sie einfach fallen lassen, kehrtmachen, die Treppe hinunterstürzen und heim, vor den Fernseher, eingekuschelt in eine Decke, mit einer heißen Tasse Kakao.

Aber ich ging weiter. Ich musste das hier zu Ende bringen. Damit der Spuk endete. Damit die Geister ihre Ruhe fanden.

Oben lag der Flur – schmal und still. Am Ende die grau eingefasste Tür.

Ich legte die Prothesen mit einem dumpfen Klang auf dem Boden ab. Meine Hand schloss sich um die Klinke. Ich atmete durch und drückte die Tür auf.

Mein Blick fiel auf das Bett. Es war leicht verschoben. Die Decke lag auf dem Boden. Auf dem vergilbten Laken: dunkle Abdrücke von Schuhsohlen.

Tom. Dominic. Carsten.

Meine Angst wich. Stattdessen kam Wut in mir auf. Und sie half mir, mich zu überwinden.

Ich hob die Prothesen auf und legte sie behutsam aufs Bett. Dann schob ich es an die Wand zurück, hob die muffige Decke auf und deckte Trudes künstliche Beine zu – bis nichts mehr von ihnen zu sehen war.

Einen Moment lang stand ich still. Ich wandte mich ab, zog die Tür hinter mir zu und ging hinunter.

An der Küchentür zögerte ich. Ich drehte mich noch einmal um und ging zurück zum Wohnzimmer.

Am Kamin hob ich den umgekippten Bilderrahmen auf. Einige Sekunden betrachtete ich die Zwillinge – Josef und Anton – und das Haus im Hintergrund. Dann stellte ich das Bild wieder aufrecht zurück.

Kurz darauf war ich über den Zaun geklettert und saß auf meinem Rad.

Nur ein einziges Mal sollte ich das alte Haus danach wiedersehen.

15. HERBSTTAGE

Die folgende Nacht blieb ruhig. Kein Schlurfen, kein Ächzen, kein Kratzen. Mein Schlaf war tief und traumlos.

Am nächsten Morgen begann die Schule.

Das frühe Aufstehen fiel mir schwer. Alles in mir sträubte sich gegen die Rückkehr in den tristen Schulalltag, zu den getakteten Stundenplänen, endlosen Mathestunden, dem grellen Flackern der Neonröhren.

Ich kam erst kurz vor dem Gong zur ersten Stunde. Die anderen hatten längst ihre Plätze gefunden und sich sortiert.

Tom saß am Fenster, links, neben Dominic. Er sah mich nicht an. Nur ein flüchtiger Blick streifte mich, als ich zwischen den Reihen zu einem freien Platz ganz hinten ging.

Auch in den Tagen danach wechselten wir kein Wort.

Nur einmal sah er mich direkt an – mit einem fragenden Blick. Ich nickte ihm zu. Ein einziges Mal. Als Zeichen, dass es getan war.

Später fragte ich mich oft, was uns entzweit hatte.

Zwei Gedanken ließen mich nicht los. Immer wieder drängten sie sich mir auf, in dem Versuch, zu verstehen, wann genau wir uns verloren hatten.

Zum einen war da das alte Haus. Seine Geschichte. Diese unsichtbare Kraft, die darin wohnte.

Wir waren ihr begegnet und jeder von uns hatte anders darauf reagiert.

Tom wollte vergessen. So schnell wie möglich.

Vermutlich war sein Rückzug von mir nichts anderes als der Versuch, das Erlebte hinter sich zu lassen.

Ich fragte mich, ob auch er in jener Nacht noch einmal geweckt worden war, nachdem sie die Prothesen aus dem Haus geschleppt hatten.

Hatte auch er das Schleifen gehört? Dieses Kratzen über Stein?

Vielleicht gab es noch eine zweite Erklärung.

Mit zwölf beginnt der Abschied von der Kindheit. Neue Wege bahnen sich – lautlos, beinahe unmerklich. Interessen verschieben sich, die Aufmerksamkeit richtet sich auf anderes. Und vieles, was eben noch wichtig war, tritt plötzlich in den Hintergrund.

Tom und ich hatten den Sommer 1982 Seite an Seite verbracht.

Und dann war jeder von uns in eine andere Richtung weitergegangen.

Unsere Wege sollten sich nie wieder kreuzen.

16. *ABSCHIED*

Drei Monate später schreckte mich eines Morgens ein ohrenbetäubendes Grollen auf – dumpf und tief, wie entferntes Donnern.

Ich sprang aus dem Bett, lief barfuß zum Fenster und zog die Vorhänge beiseite.

Auf der Straße rollte eine ganze Kolonne schwerer Fahrzeuge vorbei: Vorn ein roter Tieflader mit breiten Rädern. Darauf ein Kettenbagger. Dahinter ein zweiter Lastwagen mit Schuttcontainern. Am Ende ein gelber Kran mit langem Ausleger, auf dem eine riesige Abrissbirne lag – dunkel, schwer und mächtig wie ein schlafendes urzeitliches Ungetüm.

Ich ahnte sofort, wohin der schwere Tross unterwegs war.

Ich ließ den Vorhang los und zog hastig Cordhose und Nicki-Pulli über. Im Flur schlüpfte ich in meine Schuhe und nahm den Anorak vom Haken. Dann eilte ich zur Garage und schwang mich auf den Sattel meiner Bonanza. Ich trat so fest in die Pedale, wie ich nur konnte.

Als ich das Gelände des Sägewerks erreichte, standen die Fahrzeuge bereits in einer Reihe.

Mit flachem Atem blickte ich über den Zaun zum Haus.

Gerade wurde der Kran auf dem Platz davor in Position gebracht. Seine Stützen sanken in den Boden.

Wenige Minuten später hob sich die Abrissbirne in die Luft. Dann begann sie zu schwingen – langsam, gleichmäßig, wie eine schwere Glocke.

Der erste Einschlag traf die Nordwand. Es krachte ohrenbetäubend. Putz und Backstein flogen in alle Richtungen. Ein Stück der Decke stürzte krachend herab.

Eine graue, mächtige Staubwolke stieg auf und legte sich über das Gelände.

Der Bagger fuhr vor, griff mit der Zange in die gebrochene Fassade und riss einen weiteren Teil der Wand heraus. Holz splitterte, ein Fenster zerbarst.

Ich stand reglos am Zaun, die Finger krampfhaft um die Latten geschlossen. Der Wind wirbelte den Staub über das Gelände. Ich wischte mir mit dem Ärmel übers Gesicht.

Mit jeder Bewegung des Baggers, mit jeder Drehung der Abrissbirne wurde das Haus kleiner.

Und ich wusste: Alles, was darin zurückgeblieben war, war für immer verloren.

Die Tasse in der Küche.

Der Brotkorb.

Die Bilderrahmen auf dem Sims.

Das Spielzeug von Josef und Anton.

Trudes Rollstuhl. Ihre Prothesen.

Alles verschwand, begraben unter Staub und Schutt.

Meine Kehle brannte – nicht vom Staub, sondern von einem Gefühl. Von Trauer.

Lange Zeit stand ich einfach nur da, reglos, mit leerem Blick, während das Haus vor meinen Augen allmählich verschwand.

17. WAS BLEIBT?

Heute bin ich älter, als unsere Eltern es damals waren. Mehr als ein halbes Leben liegt zwischen mir und jenem Sommer. Und doch lebt die Erinnerung an das alte Haus in mir fort, so klar wie am ersten Tag.

Ich sehe es noch genau vor mir. Nicht nur in meinen Träumen.

Und dann ist da Tom. Mein Bild von ihm ist nicht verschwunden, aber es ist blasser geworden, schwerer zu greifen – zumal ich nur ein einziges Foto von ihm habe.

Ein verschwommenes Gesicht, irgendwo in der Reihe der Kinder auf dem Einschulungsfoto unserer Klasse.

Im Februar 1990 fuhren er und Dominic Zoller in den frühen Morgenstunden mit einem frisierten Moped von der Disco nach Hause.

Sie waren tatsächlich beste Freunde geworden, so eng, dass kaum ein Blatt Papier zwischen sie gepasst hätte.

Unser Kontakt war zu diesem Zeitpunkt längst abgerissen. Nach jenem Sommer 1982 trafen Tom und ich uns kein einziges Mal mehr. Mit meinem Wechsel auf die Realschule in der Stadt verloren wir uns endgültig aus den Augen. Und als ich nach der Mittleren Reife aufs Gymnasium wechselte, um das Abitur zu machen, war er mit Dominic bereits mitten in der Lehre. Unsere Wege hatten sich für immer getrennt.

Meine neuen Freunde kamen aus anderen Orten. Ich wohnte zwar noch im Dorf, aber es war mir fremd geworden. In meiner Freizeit zog es mich in die Stadt.

Nach der Schule begannen Tom und Dominic gemeinsam eine Ausbildung als Kfz-Mechaniker in der Werkstatt an der Autobahnauffahrt hinter dem Gewerbegebiet.

Sie gehörten zu den Jungs im Dorf, die man kannte: Jeansjacken, Bikerstiefel, lange Haare. Sie spielten im Fußballverein und gehörten zu einer Clique, die kein Dorffest ausließ.

An jenem Morgen nahmen sie die Abkürzung durch den Wald, jene kurvige Strecke, die im Ort als „Kleine Nordschleife“ bekannt war, ein tückischer Abschnitt mit häufigen Unfällen.

Beide hatten getrunken. Dominic fuhr, Tom saß hinten auf dem Sozius. In einer der scharfen Kurven verlor die Maschine auf dem feuchten Asphalt die Haftung.

Dominic kam mit Schürfwunden davon.

Tom prallte gegen einen Baum.

Es war Spätsommer. Ich war gerade in eine WG in Heidelberg gezogen und hatte dort mein Philosophiestudium begonnen, als meine Mutter mich anrief, um mir davon zu erzählen.

Tom überlebte den Unfall – um drei Jahre.

Er lag in einer Klinik. Ohne Bewusstsein, ohne jede Reaktion.

Seine Eltern hielten an ihrer Hoffnung fest, auch als die Ärzte längst Gewissheit hatten.

1993 gaben sie schließlich ihre Einwilligung. Die lebenserhaltenden Maßnahmen wurden eingestellt.

Ich war nicht bei der Beerdigung. Von seinem Tod erfuhr ich erst viel später.

Da war meine Mutter längst fortgezogen und lebte mit ihrem neuen Mann schon in einer anderen Stadt.

Ich selbst hatte mein Studium inzwischen abgeschlossen und war gerade in Thessaloniki für ein Praktikum am Institut für Ethik und Kulturgeschichte.

Seither war ich nur ein einziges Mal wieder in der alten Heimat – in diesem Sommer.

Ich wollte meiner eigenen Vergangenheit nachspüren und sehen, was von früher noch geblieben war.

Wie in alten Zeiten spazierte ich durch unser Dorf.

Die Straße, in der ich aufgewachsen bin, sieht im Großen und Ganzen noch so aus wie damals. Nur unsere alten Nachbarn sind mittlerweile alle verschwunden.

Frau Schäfers Laden ist heute eine Dönerbude. Der alte Gasthof „Hirschen“ wurde abgerissen und durch ein Bürogebäude aus Glas und Stahl ersetzt.

Die Steinbänke unter der Linde am Dorfplatz stehen noch immer. Früher saßen dort am Vormittag die Alten des Dorfes. Sie lasen Zeitung, strickten oder plauderten miteinander. Bei meinem Besuch im Sommer lagen auf dem Pflaster Dosen, Plastikverpackungen, leere Bierflaschen. Die Reste einer nächtlichen Feier.

An diesem Vormittag blieben die Bänke verwaist. Keiner der Dorfältesten war zu sehen.

Vielleicht ist auch diese Gewohnheit mit den Jahren verschwunden.

Wie so vieles.

Ich ging auch am Haus von Toms Eltern vorbei.

Auf dem Klingelschild stand noch ihr Name.

Ich dachte kurz daran zu läuten, ließ es aber sein, aus Angst, alte Wunden aufzureißen. Und weil man nie weiß, ob man wirklich willkommen ist oder nur aus Höflichkeit hereingebeten wird, um sich dann schweigend gegenüberzusitzen.

Also schlenderte ich weiter. Zuerst zum Friedhof.

Er wirkt fast unverändert – still, würdevoll, wie eingefroren in der Zeit. Auch die alten Ulmen stehen noch. Nur die Gießkannen sind inzwischen nicht mehr aus Zink, sondern aus grünem Kunststoff.

Das Grab der Familie Faber ist noch da. Irgendwer scheint sich darum zu kümmern, denn es war gepflegter als damals.

Nadines Grab dagegen scheint aufgelöst worden zu sein. Oder ich habe es einfach nicht mehr gefunden.

Doch ich stieß auf ein anderes Grab mit einem Namen, der mir bekannt war.

Es war das Grab von Tom.

Ein schlichter, grauer Stein – ein Name, zwei Jahreszahlen. Kein Spruch. Kein Schmuck.

Nur eine verwelkte Nelke lag davor.

Ich faltete die Hände wie einst am Grab der Fabers.

Lange stand ich da und erinnerte mich an unsere gemeinsame Zeit. Doch es fühlte sich nicht so an, als wäre noch etwas von Tom an diesem Ort.

Ich fragte mich, ob seine Zukunft anders verlaufen wäre, wenn wir damals nicht zum Gelände des geschlossenen Sägewerks gegangen wären.

Wenn wir das Haus nie betreten hätten...

Wenn ich diese eine Tür am Ende des Flurs nie geöffnet hätte ...

Wenn Tom die Prothesen nicht aus dem Haus geholt hätte...

Wäre dann alles anders gekommen?

Würde er trotzdem hier unter diesem Stein liegen?

Oder wäre er noch am Leben – irgendwo hier, in unserem Dorf?

Fragen, auf die es keine Antwort gibt.

Nach dem Friedhof ging ich weiter Richtung Osten.

Natürlich tat ich das. Wie hätte ich es nicht tun können?

Die Straße ist jetzt breiter, asphaltiert, mit Randsteinen versehen. Die alte Schotterpiste gibt es nicht mehr.

Auch das Gelände des Sägewerks ist verschwunden. Dort ist heute ein Wohngebiet.

Soweit das Auge reicht: würfelförmige Reihenhäuser mit Kiesbeeten, Carports, bunten Spielgeräten aus dem Baumarkt und anthrazitfarbene Metallzäune um kurzgeschorene Rasenflächen.

Kein einziger Baum von früher ist geblieben.

Nichts dort erinnert mehr an das, was war.

Doch in meinen Träumen sehe ich es noch immer vor mir: Das alte Haus.

Ein grauer Bau unter einem roten Abendhimmel. Mit Fenstern wie tote Augen.

Und davor: Zwei Jungs von zwölf Jahren. Mit aufgeschürften Knien, sonnengebräunt und voller Leben.